Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

38. Jahrg. Scottdale, Pa., 15. Dezember 1915. No. 50.



Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Gnade für die Demütigen.

1. Petr. 5, 5.

Du liebst, o Herr, den Demutssinn
Bei deinen Jüngern allen,
Ach, gib doch, daß ich wähle ihn,
Um dir stets zu gefallen.
Laß klein und rein
mich gerne sein,
Und in der Welt verschwinden,
Bei dir stets sein zu finden.

Du stellst ein Kindlein vor uns hin
Zum Vorbild und Exempel;
Ach, wäre doch auch solcher Sinn
In meinem Herzenstempel!
So willenlos,
So arm und bloß,
Voll Einfalt und Vertrauen,
Wie solch ein Kind zu schauen!

Solang ich in mir selbst noch groß,
Mach von der Eigenlieb mich los,
Kann ich vor dir nichts taugen;
Und klein in meinen Augen.
Nur dieser Sinn
Sei mir Gewinn,
Gern will ich niedrig bleiben
Und allen Stolz vertreiben.

Und bleib ich hier gleich unbekannt,
Verachtet und verborgen,
Von deinen Jüngern selbst verkannt,
Will ich mich doch nicht sorgen.
Das bringt mich Dir
Stets näher hier,
Ich geh in Gottes Frieden,
Von allem abgeschieden.

Ins Himmelreich geht niemand ein,
Der hier nicht klein geworden
Drum soll mein Platz hienieden sein
Stets bei dem Kinderorden.
Will gerne klein
Und niedrig sein.
Dort wirst du mich erheben
Bei dir im ew'gen Leben.

E. R.=E.

Ewigkeitsglocken.

Von Dr. P. Paulsen.

Der gesegnete Pastor Emil Frommel hatte einst einem jungen Mädchen nach schwerem Leiden am Grabeshügel den letzten Dienst erwiesen. Nach der Beerdigung besuchte er ihren ebenfalls kranken Bruder, der in einem reich ausgestatteten Zimmer auf dem Ruhebett lag. Der Kranke mochte gegen dreißig Jahre alt sein. Die Züge waren fein, Nase und Mund edel geschnitten, die von vollem, dunklem Haar umrahmte Stirn blendendweiß.

„Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Schwester das Sterben erleichtert haben," begann der Kranke. „Ich freilich stehe auf einem wesentlich anderen Standpunkt; aber wenn ihr nur geholfen ist. Jeder nach seiner Art! Ich habe nicht geglaubt, daß dies lebensvolle Mädchen sich so leicht in den Gedanken des Todes finden könnte. Aber ich gönne ihr von Herzen den Glauben und die Ruhe."

„Ich kann Ihnen," entgegnete Frommel, „nur wünschen, daß Sie einst in solchem Frieden abscheiden, wie Ihr Schwester, und daß Ihr Standpunkt Ihnen denselben Dienst leistet."

„Dafür lassen Sie mich sorgen, Herr Prediger, ich bin ja selbst schwer leidend und kenne genau meinen Zustand. Aber ich habe mir selbst im Leben das Nöthige gesammelt, um dem letzten Augenblick entgegengehen zu können. Wenn Sie mich aber dann und wann besuchen wollen, wird es mir sehr angenehm sein. Ich werde dann immer eine liebe Erinnerung an meine Schwester haben. Nur bitte ich, nicht von religiösen Dingen sprechen zu wollen."

Frommel schaute dem Kranken tief ins Auge, drückte ihm die Hand und entfernte sich schweigend. Er fühlte, daß Schweigen hier mehr war als Reden, und ein Blick mehr wert als ein Wort.

„Sie sind lange ausgeblieben," sagte der Kranke, als Frommel nach einiger Zeit wieder vorsprach. „Sie sind mir doch nicht böse wegen dessen, was ich gesagt?"

„Wie könnte ich," entgegnete Frommel, „ich habe mich für Sie nur gefreut, daß Sie einen so guten Trost in Ihrem Leiden haben, und Ihre Sicherheit bewundert mit der Sie dem Tode entgegengehen."

„Sie zweifeln wohl an meinem Trost u. meiner Gewißheit," fragte der Kranke mit wehmütigem Lächeln. „Sie haben mich voriges Mal so wunderbar angeschaut, daß ich Sie am liebsten gleich zurückgerufen hätte. Was wollten Sie eigentlich mit dem Blick sagen?"

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Sie lieb habe um Ihrer Aufrichtigkeit willen, und Sie bewundere um Ihrer Gewißheit willen, die mir nur mein Glaube gibt. Vielleicht, daß Sie mir einmal sagen, was Sie so getrost macht."

„Nun denn, Herr Pfarrer, wenn Sie von meinen Anschauungen eine Ahnung haben möchten — sie liegen dort auf dem Tische am Bett."

„Goethes Faust! rief Frommel und setzte das berühmte Wort aus dem „Faust" hinzu: „Das also ist des Pudels Kern."

„Sie scheinen den Faust zu kennen," sagte der Kranke lächelnd.

„Warum nicht? Er ist ja ein weltlich Evangelium, wenn man ihn recht zu lesen weiß."

„Das ist merkwürdig; ich dachte, Sie stoßen mich derb in die Hölle."

„Ich habe die Leute nur in den Himmel zu bringen, nicht in die Hölle zu verstoßen; das Letztere mögen die Leute selbst besorgen. Das tut ja auch Gott nicht, wenn der Mensch nicht will. Das, meine ich, könnten Sie auch im „Faust" gelesen haben. Viel Zeit habe ich freilich nicht, aber wenn ich eine freie Stunde habe, will ich gern aus Liebe zu Ihnen, den „Faust" mit Ihnen lesen."

Und Frommel kam wieder und las mit ihm den „Faust". Es ergab sich daraus manche ernste Unterredung für den Leidenden, dessen Krankheit reißende Fortschritte machte. Die verdächtigen rothen Rosen auf den Wangen und die glänzenden Augen deuteten darauf hin, daß das Ende nicht mehr fern war. Sie kamen in ihrer Lektüre bis zu der Stelle, wo Faust die Phiole mit dem Gift, das seinem Leben und seiner Qual ein Ende machen soll, an die Lippen setzt.

Frommel hielt inne und schaute den Kranken forschend an, Sein Auge hatte sich geschlossen, über dem Gesicht lag Todesbläße.

„Ist Ihnen nicht wohl?" forschte Frommel, seine Hand ergreifend, die mit kaltem Schweiß bedeckt war.

„Es ist schon vorbei. Eilen Sie, lesen Sie den Ostermorgen und die Glocken!"

Er las weiter:

„Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu
streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend
auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben..
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß.
Ein unbeschreiblich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen
hinzugeh'n,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entsteh'n.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre
Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinn'rung hält mich nun mit kindlichem
Gefühle
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!

Fortsetzung auf Seite 19.

Wichtige Reden Jesu.

Ehe unser Heiland seine so wichtige Rede in Ev. Johanne 15 fortsetzt, erwähnt er noch etwas aus dem vorigen Kapitel und fährt dann fort mit seinem herrlichen und belehrenden Vortrage, der zunächst seine Jünger betrifft. Er spricht am Anfange von sich selbst und sagt, daß er der rechte Weinstock ist und sein Vater der Weingärtner sei. Wer mit dem Bauen des Weinberges bekannt ist, der weiß, daß dabei eine fortgesetzte Arbeit erforderlich ist, sonst bringt der Weingarten nicht die gewünschte Früchte. Daher ist das hier folgende, aus dem Alltagsleben genommene Gleichnis ein sehr wichtiges und hinweisendes Beispiel im Reiche Gottes. Jesus betont ausdrücklich, daß eine Rede an ihm, die nicht Frucht bringt, weggeworfen wird, was wir wohl so verstehen dürfen, daß ein gewesenes Kind Gottes so weit kommen kann, daß es vom Herrn als fauler Knecht oder Magd so ein Urteil entgegennehmen muß. Daraufhin geht seine Rede gleich weiter von dem Bleiben in Jesu wobei er wieder von der Rebe spricht und die Anwendung macht, daß ohne ein stetes Bleiben in Jesu und seiner Gemeinschaft, kein Fruchtbringen zu erwarten ist und davon auch keine Rede sein kann. Hierbei wollen wir, ihr lieben Leser, etwas verweilen, um eine aufrichtige Prüfung vor dem Herrn mit uns vorzunehmen, um auszufinden, ob unser Verhältnis zu dem Vater und Sohn noch ein richtiges ist, wovon ja unsere Werke im täglichen Leben bald ein deutliches Zeichen geben werden. Und haben wir ausgefunden, daß es mit unserm Glaubensleben und unserm öffentlichen Bekenntnis doch nicht ganz richtig steht, dann ist es hohe Zeit, darüber Buße zu tun und es mit des Heilandes Kraft und der Mitwirkung des h. Geistes, der die dritte Person der Gottheit ist, ein Ende haben soll u. ein besseres Leben geführt werden muß u. man bereit ist, die Arbeit mit sich selbst und die im Reiche Gottes wieder aufzunehmen, was aber viel Gebet im Kämmerlein und öffentlich erfordert, wobei auch immer wieder neuer Segen vom Heilande folgen wird.

Ja, ihr Lieben, das Bleiben in Jesu betont die h. Schrift sehr nachdrücklich, und daher ist es sehr zu empfehlen, daß die Geschwister sich gegenseitig oft zur Treue gegen unsern Heiland aufmuntern.

Jetzt kommen wir wieder nach Vers sieben an den sehr wichtigen Punkt vom Bleiben in Jesu und der herrlichen Verheißung, die darauf folgt, nämlich die Erhörung unsrer Gebete. Auch weiter lesen wir noch, daß unser Vater im Himmel dadurch geehrt wird, wenn seine Kinder viel Frucht bringen, wobei das Jüngerrecht erst recht noch mehr wirtig wird und uns fähig macht, in der Liebe Jesu und seiner Kinder gegenseitig zu bleiben, welches aber nur geschieht, wenn wir Gottes Gebote halten und auch die Verbote nicht außer acht lassen, wobei Gottes Volk in der Nachfolge unsers Meisters immer williger und fähiger wird.

Und zuletzt im 16. Vers kommt der rechte Nachdruck von seiner so wichtigen Rede. „Bisher", woraus wir sehen, daß von den Gläubigen in der h. Schrift mehr gefordert wird, als ein bloßes Herrherrsagen, fleißig zur Kirche gehen und oberflächlich Morgen- und Abendsegen halten. Dies reicht zur Seligkeit nicht aus, sondern ein steter Umgang mit Jesu und seinem Wort muß stattfinden. Es ist daher sehr wichtig, was Paulus in 1. Kor. 13 sagt: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

Aus dieser Schlußbemerkung des Apostels sehen wir klar, daß der Mensch imstande ist, äußerlich viel zu tun, das den Schein eines christlichen Lebens hat und doch den wahren Zweck verfehlt. Davor möchte der liebe Gott uns bewahren und uns ein aufrichtiges Herz schenken!

Windom, Minnesota,

J. W. Fast.

Herbst-Gedanken.

Sie sind hin, die Tage voller Wonne,
Wo noch jüngst die Erd' in schmuckem
Grün;
Wo so freundlich lächelte die Sonne,
Segen spendend Feld und Wald beschien.
Wo sich tummelten auf grünen Matten
Jung und Alt, auch oft im Baumesschatten;
Sie sind hin, die Tage, die wir hatten —
Wie die Zeiten rasend nur entfliehn!

Sie sind hin, die Tage, wo in Wäldern
Lustig musizierte Chor um Chor;
Wo die Lerche morgens früh in Feldern
Trillernd, lustig schwang zu Gott empor.
Wo die Schwalbe zwitscherte in Lüften,
Wo die Wachtel schlug in Feld und
Triften,—
Plötzlich schlug die Stunde — — alle
schifften
Durch den Aether fort dem Süden zu.

Sie sind hin, die Tage, wo die Blumen,
Wo die Rosen, wo die Lilien grüßten dich;
Wo die Morgen- und die Sonnenblumen,
Veilchen, Nelken und Levkojen duftend
reich,
Balsamisch die Luft verschwendrisch
füllten;
Wenn die Biene ihren Honig holte,
Trauernd manche, wenn der Tag verblich.

Sie ist hin, die Zeit, wo dicke Aehren
Reich geschwängert wogten hin und her,
Freundlich grüßend dich zu Gottes Ehre:
„Ewig, gütig und barmherzig ist der
Herr!"
Wo die Binder rasselten und schwirrten,
Wo die jungen Häschen ängstlich irrten
Hin und her vor dem Getöse, das sie störte.
Wo der Farmer keuchte hart und schwer.

Sie ist hin, die Erntezeit, vorüber
Und vorbei die süße, goldne Zeit,
Nützliches zu schaffen, o mein Lieber;
Erntesegen fließt nicht jederzeit.
Nein, der Faule rieb zu spät die Augen,
Die für ihren Dienst nicht wollten taugen;
Und was nützt ihm später noch sein
Klagen?
Hin ist Erntesegen mit der Erntezeit!

Einstens wird der Herr der Ernte fragen
Nach den Pfunden, die er anvertraut
Mir und dir für unsre Erdentage,
Nach dem Mehrgewinn, auf den er schaut.
Wenn in unsers kurzen Daseins Mitte
Unser Lebensfaden wird durchschnitten,
Dann fürwahr, o Leser, hilft kein Bitten
Um Versäumtes —: „Ernte, was gesät!"

J. W. N.

Warum ich Christ geworden bin.

Von K. T. Alahasundraram.

(Evangel. Missions-Magazin.)

Sobald ein Hindu zum Christentum übertritt, stecken jedesmal seine bisherigen Glaubensgenossen die Köpfe zusammen und fragen: Warum hat er das getan? In der Regel suchen sie nach einem äußeren Beweggrund. Da heißt es: A. ist Christ geworden, weil er Hunger hatte u. sich vom Missionar den Bauch füllen lassen wollte. Oder: B. ist zur Kreuzreligion übergegangen, weil er kein Geld hatte, um weiter zu studieren und doch gern sein Ziel erreicht hätte. Oder aber: C. hat sich in ein hübsches Christenmädchen verliebt und hat um ihretwillen seinen väterlichen Glauben abgeschworen und den der Barbaren angenommen.

So meinen die Hindu stets, irgendein äußerer, mehr oder weniger schlechter Grund müsse vorliegen, wenn sich einer ihrer Volksgenossen bekehrt. Doch, lieber Leser, urteile selbst, ob man nicht auch aus Herzensüberzeugung ein Christ werden kann.

Ich bin der jüngste Sohn von Rao Bahadur C. W. Tamotharam Pillay, B. A. B. L. Mein Vater, der sich seinerzeit in Madras mit Auszeichnung einen akademischen Grad erworben hatte, war lange Jahre Vorsteher der Oberrechnungskammer in Madras; zuletzt amtierte er als Richter am Obergericht in Pudukota. Bis zu seinem Tode war er zugleich Mitglied der Universität in Madras und gehörte der dortigen Prüfungskommission an. Die Verdienste, die er sich um die Wiederbelebung der Tamilsprache erworben hat, wurden von der Regierung durch die Verleihung des Ehrentitels „Rao Bahadur" anerkannt. Von ihm, der mit aller Zähigkeit am Hinduismus festhielt, dabei aber tief religiös gesinnt war, sowie von meiner Mutter habe ich die religiöse Veranlagung geerbt.

Kaum war ich ins Knabenalter eingetreten, da wurde ich auch schon in die Geheimnisse des zeremoniellen Saivismus (Schivadienst) eingeweiht. Zweimal täglich verrichtete ich die vorgeschriebenen Zeremonien und betete vor dem Bilde Ganeschas an. Regelmäßig besuchte ich Freitags den Schivatempel, fastete oft und badete in heiligem Wasser; wiederholt führte ich auch die Pilgerfahrten zu heiligen Schreinen aus. Man lehrte mich aber nicht nur die religiösen Vorschriften und Ueberlieferungen des Hinduismus verehren, sondern auch das Christentum und die Christen verachten.

So habe ich denn seinerzeit Christus und seine Anhänger bitter gehaßt. Daran waren freilich auch einige meiner christlichen Spielkameraden schuld, die mich einen Götzendiener nannten und verspotteten, wenn ich eins unserer Bilder anbetete. Eine christliche Frau nannte mich sogar einen Teufelsanbeter. Oft mußte ich mich auch einen Heiden nennen lassen. Heute bin ich selbst ein Christ und weiß, daß man solche Ausdrücke oft ohne böse Absicht gebraucht, obschon dadurch das Gefühl eines Hindu tief verletzt wird. Wäre es nicht wirklich besser, die Christen ließen solche Benennungen ganz fallen? Bei mir hatte der Fall die Wirkung, daß ich Jesum geradezu haßte. So malte ich, damals etwa zehn Jahre alt, ein Kruzifix an die Wand unseres Hauses und schlug das Bild jeden Morgen. Auf einem Christengrab, an dem ich täglich auf meinem Gang zur Schule vorbeikam, stand ein Kreuz. Jedesmal wenn ich es sah, hob ich den Fuß, um ihm einen Tritt zu versetzen; aber ich wagte dies doch nicht, weil ich fürchtete, dafür zur Strafe gezogen zu werden. Als ich mit 12 Jahren begann, Tamil-Poesie zu lesen, versuchte ich mich natürlich auch in der Dichtkunst, und da bestand mein erster Versuch darin, daß ich Verse gegen das Christentum schmiedete. Ja, jener christlichen Frau, die mich einen Teufelsanbeter genannt hatte, stahl ich die Bibel und vernichtete sie. Die Worte des Apostels Paulus: „Zuvor war ich ein Lästerer und ein Verfolger, und ein Schmäher, aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren, denn ich habe es unwissend getan im Unglauben" passen auch auf mich. Ganz wie er war ich ein Fanatiker meiner eigenen Religion und haßte darum das Christentum. „Ich nahm zu in der Religion meiner Vorfahren und übertraf darin viele meines Geschlechts, und eiferte über die Maßen um das väterliche Gesetz", um mich wieder der Worte des großen Apostels zu bedienen. In jener Zeit wohnte mein Vater in einem Dorfe bei Kumbakonam.

Im Jahre 1887 kam ich mit meinem älteren Bruder nach Madras, wo wir beide eine höhere Schule besuchen sollten. Mein Bruder trat in eine der oberen Klassen des christlichen Kollegs ein, während ich, damals etwa 13 Jahre alt, natürlich weiter unten meinen Platz erhielt. Mein Vater war dabei vollkommen überzeugt, daß wir charakterfest genug sein würden, um dem christlichen Einflusse, der uns etwa von einem Missionar drohen könnte, zu widerstehen; denn sonst hätte er uns nicht in eine christliche Schule gehen lassen.

Hier brachte ich zwei Jahre zu. Außer den verschiedenen Fächern, die da gegeben wurden, mußte ich mich auch mit dem Inhalt der Bibel bekannt machen, und das tat ich mit großem Eifer; denn es war mir darum zu tun, die Bibel gründlich kennen zu lernen, um sie später zu widerlegen. Auch meinte mein Bruder, der ebenso gegen sie eingenommen war, daß ich als Glied einer hohen Kaste die Bibel besser kennen müsse als ein gewöhnlicher Indier. Dazu kam noch, daß mich der Ehrgeiz anspornte, dadurch gute Noten und somit auch einen der ersten Plätze in meiner Klasse zu erringen.

In diesen zwei Jahren lernte ich die Geschichte von Joseph kennen und dann die Geschichte Israels bis zum Durchzug durch das Rote Meer. Vom Neuen Testament wurden ungefähr 18 Kapitel im Matth. Evangelium durchgenommen. Und ob es nicht jedem Knaben ähnlich ergeht wie mir? Von Joseph war ich ganz begeistert; auch die Geschichte von Moses fand ich äußerst interessant; die Bergpredigt und die Gleichnisse Jesu aber erfüllten mich mit hoher Bewunderung. So kam es, daß nach und nach, je länger ich die Bibel las, mein Haß gegen Jesus immer mehr dahinschwand, obgleich mir das damals nicht zum Bewußtsein kam.

Währenddem starb mein Bruder 1888 und ich verließ Ende des Jahres die Schule, um zu meinem Vater zurückzukehren. Dieser schickte mich nun für ein Jahr in das „Königs-Kolleg" in Pudukota. Hier waren fast alle meine Klassengenossen Brahmanen, von denen kein einziger je einen Blick in die Bibel getan hatte. Nun fanden sich aber in unseren englischen Büchern häufig Anspielungen, ja sogar Zitate aus der heiligen Schrift, die eine Kenntnis derselben voraussetzte. Da ich der einzige Schüler war, der sich einer solchen rühmen konnte, bildete ich mir nicht wenig darauf ein und es war mein höchstes Vergnügen, meinen Kameraden die Geschichte von Joseph zu erzählen. Eines Tages hatte ich mit einem meiner brahmanischen Freunde ein Gespräch über die Person Jesu, wobei von einem von uns die Aeußerung fiel, daß Jesus ein großer Lehrer gewesen sei, ganz ebenso wie seinerzeit Buddha, und daß er darum unsere Hochachtung verdiene. Daß seine Anhänger, die Christen, heutzutage ihn als ihren Gott anbeten und somit Heroenverehrung trieben, daran sei er nicht schuld. In diesem Punkt waren wir damals beide einig. Später erfuhr ich, daß jener Brahmane Katholik geworden sei.

So war ich denn zunächst nur ein Bewunderer Jesu und seiner herrlichen Vorschriften, blieb aber dabei ein starrer Hinduist. Meine Religion machte mich nicht besser und ich war so schlecht, ja noch schlechter als viele andere Hinduknaben. Das war deshalb möglich, weil im Hinduismus keinerlei Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit besteht, obschon sich viele schöne, sittlich reine Vorschriften in den Hindubüchern finden. Diese meine Behauptung mag kühn erscheinen, aber ich vertrete sie mit aller Entschiedenheit. Alle Systeme des Hinduismus lehren, daß Gott „nicht sittlich" sei, d. h. daß er weder Tugenden noch Fehler besitze. Wie kann da von einem Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit die Rede sein? So war ich zwar „fromm", stand aber zugleich sittlich recht tief.

Im nächsten Jahr, 1890, kehrte ich nach Kumbakonam zurück. Ich war nun bis zur Abiturientenklasse vorgerückt. Zu meinem intimsten Freunde wählte ich damals einen

Eurasier (von indisch-europäischer Abkunft) und schwärmte für alles, was englisch ist. Obschon ich einer hohen Kaste entstammte, überwand ich doch mein Kastenvorurteil so weit, daß ich in dem Hause meines Freundes aß. Mein Gewissen machte mir allerdings deswegen Vorwürfe, aber ich beruhigte es damit, daß ich mir sagte, alle Menschen seien ja als Gottes Kinder Brüder. Auf meine religiösen Anschauungen übte indes jener Verkehr keinen Einfluß aus; nur sozial dachte ich etwas freier. Im übrigen hielt ich mit aller Zähigkeit am Hinduismus und seinen Gebräuchen fest, verrichtete pünktlich die üblichen Zeremonien und besuchte regelmäßig den Tempel. Nur einen einzigen kleinen Vorfall möchte ich erwähnen, weil er zeigt, daß doch schon damals Christi Lehren eine große Anziehungskraft für mich besaßen. Mein Freund hatte zwei Schwestern. Als ich einst dazu kam, wie sie sich zankten, erzählte ich den beiden Mädchen das Gleichnis von dem Knecht im Evangelium, dem der König eine große Schuld erließ, und der doch nicht bereit war, ein wenig Geduld mit seinem Mitknecht zu haben.

Im Dezember 1890 bestand ich die Maturitätsprüfung und wäre nun gern wieder nach Madras gegangen und ins christliche Kolleg eingetreten. Nicht daß ich besonderes Verlangen nach christlichem Unterricht gehabt hätte; das war keineswegs der Fall; aber ich glaubte, daß keine andere Anstalt über so tüchtige Lehrer verfüge. Mein Vater befürchtete jedoch, ich könnte doch noch Christ werden, obschon ich ihm bis jetzt keinerlei Grund zu dieser Besorgnis gegeben hatte; ich war im Gegenteil weit davon entfernt, „nach Gerechtigkeit zu hungern". Indes, mein Vater wünschte, daß ich das Präsidentschafts-Kolleg besuchen sollte. Dagegen war nichts zu machen; ich mußte mich fügen. Er ahnte nicht, daß selbst hier mein Hinduglaube bis auf einen gewissen Grad erschüttert werden sollte. Wohl wird in den Regierungsschulen kein religiöser Unterricht irgendwelcher Art erteilt; aber trotzdem ist es eine unleugbare Tatsache, daß durch sie dem Aberglauben vielfach der Boden entzogen wird. So verlor auch ich im Verlauf des folgenden Jahres ganz allmählich, ohne eine innere Revolution durchzumachen, meinen Glauben an den Hinduismus. Für diesen Wandel kann ich drei Gründe angeben: Wir hatten in der Schule regelmäßig Debatten in einem englischen Verein und ebenso in einem Tamilverein. Wir wählten hierzu solche Gegenstände wie „Die Ausbildung „Wiederverheiratung der Witwen", „Seereisen", „Kaste" u.a.m., alles Fragen, die heute die indischen Reformer bewegen. Dabei sah ich mich stets genötigt, auf die Seite dieser Männer zu treten. Als Lehrer am Kolleg war unter anderen ein überzeugter Reformer, der Professor A. Subba Rau, angestellt. Er hat nie privatim mit mir geredet, aber was er uns in den Stunden vortrug, und die Vorträge, die er in unseren Vereinen hielt, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Dieser selbe Professor gab eine Zeitschrift heraus: „Der indische Sozial-Reformer". Ich las das Blatt regelmäßig, und wenn ich einen Artikel darin fand, wie z. B. den: „Sollen wir der Vernunft gehorchen oder unseren Schastra?" so stürzte ich mich mit wahrem Feuereifer darauf.

Dieses alles — die Vorträge in unseren Vereinen und die Lektüre dieser Zeitschrift — öffneten mir die Augen für die Tatsache, daß der Hinduismus der Purana oder der religiösen Dinge wie die Wiederverheiratung der Witwen und das Reisen zur See wirklich verbietet, und daß er auf Beibehaltung solcher schmählichen Einrichtungen wie Kinderheirat und Kaste mit aller Macht dringt. Kurz ich sah, daß dieser Hinduismus, der allein einen maßgebenden Einfluß auf die Massen ausübt, keine Hilfe, sondern ein großes Hindernis für den sozialen Fortschritt in Indien ist. So drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf: Kann eine solche Religion wirklich von Gott stammen? Denn so viel war mir schon damals klar: eine Religion, die von Gott kommt, hält die einzelnen Menschenkinder und die Völker nicht darnieder, sondern hilft ihnen empor.

Zu derselben Zeit kam mir auch zum Bewußtsein, wie sinnlos unsere Zeremonien und religiösen Vorschriften seien. Oft habe ich mich und meine Hindufreunde gefragt: warum muß ich nach Norden oder Osten blicken, wenn ich heilige Asche auf meine Stirn streiche? Warum unter keinen Umständen nach Süden oder Westen? Warum muß ich, wenn ich bete, Sanskrit-Formeln aufsagen? Sanskrit ist doch eine tote Sprache, die ich gar nicht einmal verstehe. Warum soll ich nicht wie die Christen in meiner Muttersprache und mit meinen eigenen Worten beten dürfen? Wenn die Hindulehre vom Karma richtig ist, wonach der einzelne die Konsequenzen jeder Tat aufs genaueste selbst zu tragen hat — und wenn es gar keine Möglichkeit gibt, diesen Konsequenzen zu entrinnen — warum muß ich denn für meine Mutter, deren Taten — sie mögen gut oder böse sein und die ich ja doch nicht ändern kann — das Totenopfer darbringen? (Ich hatte mehrmals Gelegenheit, verschiedene Vorträge der bekannten Frau Besant zu hören, in denen sie diese und ähnliche Fragen zu beantworten suchte. Auch las ich, was sie darüber zugunsten des Hinduismus geschrieben hat, aber ihre Erklärungen waren für mich keine annehmbaren Erklärungsgründe.) Meinem Hinduglauben war so der Boden entzogen, und da ich damals nur den populären Hinduismus kannte, hörte ich in Wirklichkeit auf, ein Hindu zu sein. (Der Leser wird später noch sehen, daß ich nicht zur christlichen Kirche übergegangen bin, ohne auch den höheren Hinduismus kennen gelernt und geprüft zu haben.) Trotzdem fuhr ich nach wie vor fort, mich mit Asche zu bemalen und versuchte auch äußerlich als Hindu aufzutreten; aber es geschah dies nur, weil mir der Moralische Mut fehlte, offen und ehrlich zu handeln.

Fortsetzung folgt.

Am Verdursten.

Eines Deutschen Rettung vor entsetzlichem Tod.

Von der schwierigen, im letzten Augenblick erfolgten Errettung des Bohrgehilfen Thieme vom schrecklichen Tode des Verdurstens in der wasserlosen Namibwüste Deutsch-Südwestafrikas berichtet die „Lüderitzbuchter Zeitung." Thieme war am Dienstag, den 14. April, von Garub auf einem schlappen Maultier weggeritten, um sich nach seiner Arbeitsstelle bei dem Bohrtrupp Kief im Kuichab-Revier zu begeben. Unterwegs war ihm das Maultier bei einer Rast entlaufen, und bei dem Versuch zu Fuß sein Ziel zu erreichen, hatte sich Thieme verirrt. Nachdem die Versuche der Nächstbeteiligten waren, wurde eine Polizeipatrouille aufgeboten, der sich Angehörige der Schutztruppe anschlossen. Aber auch diese mußten, nachdem sie die Spur längere Zeit verfolgt hatten, wegen Erschöpfung und Wassermangel erfolglos umkehren. Nur der Wachtmeister Streibel und die beiden Bohrmeister Kief und Hagen entschlossen sich, unter eigener Lebensgefahr die Spur bis tief hinein in die Namib zu verfolgen. Mühselig und langsam kam man vorwärts, immer darauf bedacht, die Spur nicht aus dem Auge zu verlieren. Mit dem nur noch geringen Wasservorrat mußte man äußerst sparsam umgehen, wenn für den Verirrten noch genügend übrig bleiben sollte. Die Spuren wurden immer frischer. Am Montagnachmittag wurde das Hemd Thiemes gefunden, der übrigen Kleidungsstücke hatte er sich schon vorher entledigt, wie das Verdurstende zu

tun pflegen. Auch wurde beobachtet, daß er Zweige von dürren Namibbüschen zerkaut, aber wieder von sich gegeben hatte, alles Anzeichen, daß der Vermißte seinem Ende nahe war, und daß nur noch schleunigste Hilfe Rettung bringen konnte.

Gegen Nachmittag kamen die Reiter auf einer Anhöhe an, von der man einen ziemlich weiten Umblick hatte. Während Streibel die Gegend mit dem Fernglas absuchte, fand Bohrmeister Hagen einen Lagerplatz des Thieme, an dem dieser mit den Finger die Worte: „Thiemes letzte Stunde" in den Sand gegraben hatte. Thieme lief schon barfuß und hatte schon begonnen, den Boden in der bei Verdurstenden typischen Weise aufzuwühlen. Da deutlich erkennbar war, daß die Spur vom selben Tage stammte, faßten die schon fast am Ende ihrer Kräfte angelangten Sucher frischen Mut, und Streibel rief seinen Begleitern zu: „Es soll Thiemes letzte Stunde nicht gewesen sein. Vorwärts, aufsitzen!" Die letzten Kräfte wurden angespannt, die Pferde, die schon den zweiten Tag ohne Wasser waren, mußten das Letzte hergeben. Die letzte Strecke, die sich Thieme fast einen ganzen Tag hingeschleppt hatte, wurde von den Berittenen in fünf Viertel Stunden zurückgelegt. Kurz vor Abend erblickte Streibel den Thieme, der, im Sande liegend, auf sein lautes Hurra nur den Arm heben konnte. Thieme war in einem schrecklichen Zustande. Die Augen waren weit aufgerissen, glasig und fast gebrochen. In seinen Durstqualen hatte er versucht, sich die Pulsadern mit einem Stein aufzuklopfen, Auf der Brust hatte er sich mit scharfen Steinen tiefe Risse in der Haut beigebracht. Er war so schwach, daß er ohne Zweifel die Nacht nicht überlebt hätte. 6½ Tage hatte er ohne einen Tropfen Wasser und ohne jegliche Nahrung in dem glühend heißen, schattenlosen Dünengebiet umhergeirrt. Streibel flößte Thieme vorsichtig etwas Wasser ein. Später gab er ihm etwas Büchsenmilch und in der Nacht kochte er ihm eine schwache Erbswurstsuppe mit Eierzwieback. Aber weder sich noch Thieme konnten die Reiter Rast gönnen. Die kühlere Nachtzeit mußte zur Rückkehr benutzt werden, wenn die nächste Wasserstelle, das Kuichab-Revier, erreicht werden sollte. die Patrouille hatte nur noch ein paar Schluck Wasser, die für Thieme fürsorglich aufbewahrt werden mußten. Der Transport kam jedoch nur sehr langsam vorwärts. Bohrmeister Kief mußte auf dem einzigen noch kräftigen Pferde allein **zur Wasserstelle vorausreiten**, um von dort Hilfe herbeizuholen. Die zurückgebliebenen Retter glaubten schon selbst mit dem Erretteten elendiglich im Wüstensande verdursten zu müssen, als endlich in der Ferne Hilfe mit den heiß ersehnten Wassersäcken herannahte. (Am. Jugfr. 1. 15.)

Die vorstehende Schilderung paßt gut auf den Zustand der verlornen Welt und den guten Hirten, welcher das Verlorne zu suchen ging und nicht ruhte, bis er es gefunden hatte. Erinnern wir uns in dieser Zeit, wo die Weihnachtsfeiertage nahe bevorstehen, der großen Liebe Gottes, die ihn bewog, seinen eingebornen Sohn für uns zu opfern. Wir sind gewohnt, uns Weihnachten des Friedens und der Freude zu freuen, welche den Menschen verkündigt wurde, aber die Freude wird nicht sehr groß sein und der Friede nicht sehr tief gefühlt werden, wenn wir nicht vorher durch die Erkenntnis unsers verlornen Zustandes in tiefe Trauer versetzt worden sind und wir die Qual des Unfriedens mit Gott nicht gefühlt haben und also das große Opfer der Liebe nicht zu schätzen vermögen. Gott brachte das Opfer, um uns Freude zu geben, den Frieden zwischen **Gott und Menschen herzustellen**, der durch den Fall Adams zerstört worden war.

Beantwortung einer Frage.

Im Brief- und Fragekasten von „Auf der Warte" findet sich folgende Frage und Antwort, die wir auch unsern Lesern gerne mitteilen:

H. in K. schreibt: „Ich diene als Landsturmmann und habe in der Kompagnie einen Lehrer neben mir. Mit diesem bin ich verschiedener Meinung hinsichtlich des Alten Testaments. Er behauptet nämlich, das Alte Testament sei weiter nichts als jüdische Mythologie. Dies werde schon seit langem von orthodoxen und liberalen Pastoren anerkannt und durch Forschungen verschiedener Art bestätigt. Auch sagt derselbe Lehrer, er sei am 1. August nicht zum Dank- und Bitt-Gottesdienst gegangen, weil man sich doch unmöglich einen Gott denken könne, der solches Morden zuläßt, wie es in diesem Kriege geschieht."

Was den ersten Punkt betrifft, so kommt schließlich alles auf die Frage an, wie ein Mensch zu Jesus Christus steht. Wer Christus lieb hat, der uns von Gott zur Weisheit gemacht ist, hat betreff des Alten Testaments keine Schwierigkeiten. Er steht zum Alten Testament, wie Christus zu ihm stand. Da ist es bezeichnend, daß Christus sich gerade zu solchen Stellen des Alten Testaments bekannt hat, die von einem Teil der Theologen am meisten angegriffen werden. Christus hielt Abraham für eine geschichtliche Persönlichkeit, der froh war, daß er „Seinen Tag" sehen konnte. Er verglich seinen Opfertod mit der ehernen Schlange. Er sah seine Auferstehung vorgebildet in Jonas' Aufenthalt im Bauche des Fisches u.s.w. Wahrlich, die wahren Schüler Jesu Christi haben keine Schwierigkeit mit dem Alten Testament; denn sie stehen zu diesem gerade wie ihr Meister, von dem sie Unterricht bekommen. Aber die Wissenschaft? Nun, Luther hat es trefflich getroffen mit seiner Uebersetzung: „Christus lieb haben ist besser als alles Wissen." Das ist nicht ein schönes Wort, hinter dem nichts steht, sondern wer Christus lieb hat, der weiß von Christus, von Gott und von dem Wort seiner Offenbarung mehr als ein Professor, der ohne Christus und seinen Geist lebt. Die Wissenschaft hat, soweit als sie echt ist, einen hohen Wert. Sie ist aber nicht immer echt, und das gilt ganz besonders von der theologischen Wissenschaft. Die Herren, die über siebzig und mehr Generationen hinwegklettern müssen, um auf das Feld ihrer Forschung zu gelangen, tappen im Finstern wie die Blinden, und wenn man in das Licht hineingeht, mit dem sie aus der Vergangenheit hervorbrechen und uns beglücken wollen, dann kommt man sich als wahrer Christ, der an den Augen seines Herzens erleuchtet ist, vor, als ob man in strengem Arrest säße. Was der liberale Theologieprofessor als hellleuchtende Wahrheit verkündigt, das stempelt der Bibelgläubige zu einer Lügenwissenschaft, und umgekehrt: Was der bibelgläubige Theologieprofessor als wissenschaftliches Ergebnis hinstellt, das rennen die liberalen Theologieprofessoren über den Haufen, als ob es etwas wäre, das nur wert sei, unter die Füße getreten zu werden. Die theologische Wissenschaft in Ehren; aber wenn sie sich vermißt, daß Alte Testament zerschneiden zu können, wie der Fleischer die Kalbskeule, dann ist sie nicht wert, beachtet zu werden. Ich gebe Ihnen deshalb den Rat, lassen Sie sich auf diese spitzfindigen Fragen nicht ein. „Der törichten und unnützen Fragen entschlage dich; übe dich aber selbst in der Gottseligkeit." Mir erzählte jüngst ein mir bekannter Pastor, daß ihm ein Lehrer, der kein gläubiger Christ ist, aus dem Schützengraben geschrieben habe: Ich wünsche nur, daß die Daheimgebliebenen 'mal einen kurzen Augenblick hier stehen könnten, dann garantierte ich für einen vierzehntägigen tadellosen Lebenswandel." Ihr Freund ist noch etwas weit vom Schuß. Der Krieg hat doch gelehrt, daß der Wert der Bibel bei den Men-

schen in dem Maße steigt, als die Männer dem feindlichen Feuer näher geführt werden. Das ist doch bezeichnend. Das ist ehrenvoll für die Bibel; denn sie ist im Weltkrieg 1914—15 nicht siebenmal durchläutert (Ps. 12, 7), sondern siebenzig mal siebenmal. Jetzt noch die Bibel verteidigen zu wollen, die einer Verteidigung nicht braucht, heißt den größten Teil der Krieger für Narren zu erklären; denn sie haben zur Bibel gegriffen, wie der Bettler nach Brot.

Was den zweiten Punkt betrifft, so kann ich nur sagen, daß Gott mir durch den Krieg erst recht groß wird. Wie liederlich war doch die Welt geworden. Man denke nur an die Unzuchtsmode, mit der die Frauen aller Länder Europas ihren Leib bedeckten, und man muß sich nur wundern, daß Gott nicht schon früher zuschlug. Auch in diesem Punkt hat sich sein Wort wieder als wahr erwiesen (Jes. 3, 16 ff.). Daß nun auch die Gläubigen an diesem Gericht teilhaben, kommt daher, daß wir auch teilhaben an dem allgemeinen Verderben; denn wir haben hier auf Erden, obwohl wir als Gläubige mit Christus, dem zweiten Adam, verbunden sind, doch auch noch Zusammenhang mit dem gefallenen Adam. Der Zusammenhang mit diesem Fall und seinen Folgen hört für uns erst dann auf, wenn wir bei dem Herrn sein werden allezeit.

Mit freundlichem Gruß,
Heinr. Dallmeyer. (Zionsp.)

Gemütsruhe.

Bei dem Begräbnis einer Pastorfrau zeigte sich ihr Gatte, dem eigentlich alles Irdische mit ihr genommen war, und der nun ganz einsam dastand, weil sie von ihm über alles geliebte Gattin keine Kinder ihm hinterließ, doch trotz alledem wunderbar stark und gefaßt, so daß seine Ergebung allgemein bewundert wurde. Eine Frau aus der Gemeinde sagte: „Was hat unser Herr Pastor doch für eine schöne Ruhe!" Sie nannte die sauer von Gott errungene Ergebung in seinen Willen Gemütsruhe. Sie wußte ja nicht, wie teuer erkämpft diese Fassung war, die nur von oben stammte und ohne diese höhere Kraft sich in wilden verzweiflungsvollen Schmerz verwandelt hätte.

Die Welt verwechselt die Beugung unter Gott mit angeborener Gleichgiltigkeit. So ging es jenem fleißigen Bauern Eberhard auch, der in der Zeit der Ernte stets von größter Unruhe ergriffen wurde. Immer fort lugte er nach dem Wetter, beklopfte er das Wetterglas und war in seiner angstvollen Miene anzusehen, als gäbe es keinen Gott, der über seinem Acker wache. Bedauernd sah sein Nachbar, wie Eberhard sich ganz um den Segen der schönen Jahreszeit brachte.

Als sie sich einmal auf dem Wege zum Acker trafen, mußte er vernehmen, daß er von jenem um seine goldene Ruhe beneidet wurde, die sich alle Tage gleichbliebe, möge es regnen oder hageln oder dürre sein. Da konnte er nicht anders, er mußte seinem sorgenvollen Freunde sagen: „Das Geheimnis will ich Ihnen verraten, und Sie dürfen es auch andern weitersagen: Auf meinem Acker gibt's Regen, Sonnenschein oder Hagelwetter immer nur dann, wenn ich will. Ohne meinen Willen geschieht nichts. Darum kann ich stets ruhig bleiben." Der andere platzte höhnisch heraus: „So sind Sie wohl selbst Ihr Herrgott für Haus und Hof?"

„Das gerade nicht," lautete die ruhige Antwort, „aber die Sache steht so, Herr Nachbar: Ich nehme es mir täglich vor, — und gewöhnlich gelingt es mir durch Gottes Gnade — seinen Willen, wie er auch sei, zu dem meinen zu machen; dann stimmt es immer mit dem Wetter und auch sonst." — Auch wir wollen uns dieses Rezept für das Geheimnis christlicher Gemütsruhe merken.

Ich bin ganz zufrieden.

Draußen vor meinem Filialdorfe liegt ein kleines Haus in der Nähe des Waldrandes. In dem Hause wohnte im Jahre 1848 eine arme Witwe mit ihrem 28jährigen Sohn, der seit 13 Jahren das Licht seiner Augen verloren hatte. Am Tage ging die Mutter auf die Arbeit oder trieb einen kleinen Handel, und der blinde Sohn blieb daheim, spann und betete. Abends nahm dann die Mutter die ererbten Schätze des Hauses vor, nämlich die Bibel und das alte Magdeburger Gesangbuch, Arndt's Wahres Christentum und ein Band Predigten von August Hermann Francke; und dem blinden Sohne wurde es dann sehr wohl und tröstlich in der Seele, wenn aus dem Munde der Mutter ihm die Worte des Lebens ins Ohr drangen. Darauf sangen sie auch wohl ein Lied zusammen von der Liebe und Gnade unsers Herrn Jesu Christi. Vor dem Christfeste 1848 erschien von einem Knaben geführt, eines Sonntags nach dem Gottesdienst im Schulhause der Blinde vor seinem Pastor. Wandersleute, die im Hause seiner Mutter eingekehrt waren, hatte ihm viel erzählt von den Wundertaten eines Mädchens an sogenannten „evangelischen Kranken," denen kein Arzt mehr hatte helfen können. Er begehrte nun seines Seelsorgers Rat, ob das Wort Gottes erlaube, die Hilfe dieses Wundermädchens zu suchen. Da ich noch in der Mutterkirche Gottesdienst zu halten hatte, versprach ich nächstens ausführlich mit ihm zu reden. Nach einigen Tagen erschien ich daher in dem Häuschen der Witwe. Die Mutter war nicht daheim, aber den blinden Sohn fand ich oben auf dem Boden, wo er das Garn haspelte, das er gesponnen hatte. Ihm gegenüber setzte ich mich auf einen alten Kasten unter dem Dach, und der Blinde tat mir sein Herz auf.

Ich habe nie eine Predigt gehört, die mich mehr gestraft, erbaut und getröstet hätte, als das Wort aus dem Munde meines armen Beichtkindes mit dem gekrümmten Rücken und den geschlossenen Augen:

„Ich habe Sie gefragt, begann er, ob ich die Hilfe jenes Mädchens gebrauchen dürfte, weil ich darüber in meinem Herzen ungewiß bin, ob dies Gottes Wort mir erlaubt. Vielleicht ist alles nur Täuschung und Betrug, was man von dem Mädchen erzählt, oder es hat auch der Satan seine Hand dabei im Spiele, der nach der Schrift sonderlich in den letzten Zeiten die Menschen mit Zeichen und Wundern verführen wird. Anderseits habe ich auch daran gedacht, wie der Lahme an der schönen Tür des Tempels, sogar ohne daß er darum gebeten hat, durch Gottes Wunder gesund geworden ist; und was Gott damals getan hat, das kann er doch auch jetzt noch tun, und weil er gern durch Schwache seine Gnade und Kraft offenbart, so habe ich mir gedacht, er könnte auch durch dieses Mädchen sich gnädig und mächtig an mir erweisen. Und nun will ich auch sagen, was den Wunsch in mir geweckt hat, geheilt zu werden. Es ist nicht die Ungeduld über das Leiden gewesen, das mir Gott auferlegt hat. Ich bin freilich nun 13 Jahre blind, aber der Herr hat mich in meiner Nacht nicht ohne Trost gelassen; ich verlor mein Augenlicht bald nach meiner Konfirmation, und Sie hatten mir auf meinen Konfirmationsschein den Spruch geschrieben: Ps. 119, 105: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege." Das hatte ihnen der Herr geheißen; er wollte mir diesen Trost in meine Finsternis mitgeben. Ich bin nicht betrübt darüber, daß ich blind bin, denn ich kenne Jesum und sein Licht. Ich

sitze hier meistens einsam, da die Mutter draußen das Brot verdienen muß, aber der Herr ist bei mir, während ich spinne, und ich erquicke meine Seele an den schönen Sprüchen und Liedern, die ich in meiner Kinderzeit gelernt habe, auch denke ich über das nach, was mir die Mutter aus unsern Büchern abends vorliest. Es geht mir ja freilich mit der Nahrung oft kümmerlich, aber ich bin doch noch immer satt geworden, und ich weiß, der Herr wird auch künftig für mich sorgen, selbst wenn meine Mutter vor mir sterben sollte. Ich bin ganz zufrieden in meinem Herzen. Es ist ein anderer Grund, warum ich die Hilfe des Mädchens suchen möchte. Seit längerer Zeit ist nämlich auch mein Gehör schwach geworden, und es ist möglich, daß ich ganz taub werde. Bei dem großen Gewitter im vorigen Sommer war meine Mutter ausgegangen und hatte mich im Hause eingeschlossen. Nach einigen Stunden kam sie zurück mit anderen Frauen, und sie sprachen mit einander von den gewaltigen Donnerschlägen und Blitzen. Ich hatte nichts davon gehört, und darüber erschrak ich sehr; weil nämlich so viele Zeichen jetzt darauf hindeuten, daß der Tag des Herrn nahe ist, so wurde mir bange, ich möchte die Posaune nicht hören, die die Ankunft des Heilandes meldet. Sehn Sie, Herr Pastor! Das ist meine einzige Sorge, und darum möchte ich, wenn auch nicht von meiner Blindheit, doch von meiner Taubheit geheilt werden."

Als ich nun seine beiden Hände ergriff und ihm zurief: „Wenn der Herr Jesus kommt, dann tut er dir deine beiden Ohren und Augen auf und offenbart sich dir in all seiner Herrlichkeit;, dich vergißt er wahrhaftig nicht!" Da wurde des Blinden Angesicht sehr heiter, und Freudentränen flossen aus seinen erloschenen Augen, und er begehrte nicht mehr nach dem Wundermädchen, denn die einzige Sorge, die der arme Blinde und Taube im Jahre 1848 in seinem Herzen trug, war von ihm genommen. Ich werde seine Predigt nicht vergessen; sonderlich höre ich wieder das Wort des Tauben und Blinden mit dem krummen Rücken: Ich bin ganz zufrieden! — (Aus Erinnerungen aus Wilhelm Appuhns Leben nach seinen Aufzeichnungen von L. Walter bei Perthes in Gotha.)

Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht siehet. Heb. 11, 1.

Vereinigte Staaten

California.

Reedley, California, den 1. Dezember 1915. Werte Leser der Rundschau! Da ich hinlänglich Aufgabe habe, für die Rundschau zu schreiben, so werde ich denn nach meinen Gefühlen etwas auf's Papier bringen. Ich weile in letzter Zeit mit meinen Gedanken an dem 126 Psalm, an dem Ausdruck über die Tränensaat und Freudenernte. Wenn man dann im Geist so Umschau hält, findet man es in den Familien so sehr verschieden, Wenn der Farmer im Frühjahr den Samen ausstreut, freut er sich in Hoffnung auf eine gute Ernte, wo er seine Mühe wird belohnt sehen. Das ist dann, wenn er die Aehren im Felde sich wiegen sieht, eine Freudenernte. Nun aber die Aussaat im Geiste oder in den Familien, wo es so verschieden zugeht und oft muß viel mit Tränen gesät werden. Da ist Armut und Krankheit von einer Zeit zur andern. Es gibt Tränen; der Tod trennt liebende Eheleute; blühende Kinder sterben, wodurch den Eltern oft die gehoffte Stütze genommen wird. Das gibt Tränen. In einem andern Hause ist der Hausvater blind, ein Sohn hat die Fallsucht, ein blühendes Mädchen nahm der Tod, und dann noch Armut dabei. Dann gibt es Tränen, so ist es eine Tränensaat.

Ja, weine nur, betrübtes Herz,
Wein' aus dein stilles Sehnen,
Gott, der da sendet Not und Schmerz,
Gab gütig uns auch Tränen.

Wir weinen nur, wir murren nicht,
Und aus dem tiefsten Wehe
Blickt auf das nasse Aug' und spricht:
Dein Wille, Herr, geschehe!

Unser Nachbar hat einen Brief aus Rußland von ihren Eltern, daß vier Söhne schon in Kriegsdiensten stehen und einer noch zuhause bei den Eltern ist. Da gibt es Tränen und Wünsche, daß der unselige Krieg doch möchte ein Ende nehmen. Solchen allen möchte ich zurufen:

Wenn dir in Schmerzens-Nächten
Kein tröstend Licht erscheint,
Im Kampf mit finstern Mächten
Die bange Seele weint,

Dann steht an deinem Bette
Der Herr und hört dein Fleh'n.
Ach wähne nicht, er hätte
Dein Weinen übersehn.

Aber nur getrost, auf die rechte Tränensaat gibt es eine Freudenernte. Lasset uns Gutes tun, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. Wie herrlich wird es sein, wenn am großen Gerichtstage die Eltern mit ihren Kindern werden vor die Gerichtsbank treten und sagen können: Hier sind wir, Herr, und die Kinder, die du uns anvertraut hast. Sie sind alle g erettet. — Dann geht die Ernte an, die nie ein Ende nimmt. Ach, wer wollte sich nicht sehnen, dort in Zion bald zu stehn? Ja, unser Leben eilt schnell dahin, als flögen wir davon. Ich muß in dieser Zeit oft an Moses denken, der zu Kindern Israel sagte: „Gedenke alle des Weges, den der Herr mit dir gegangen ist! Verschieden kommen wir durch d iese Welt, aber wir kommen alle durch, und Paulus sagte einst: Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen.—Wie groß wird unsere Freude sein, wenn wir Gott treu geblieben sind. Es wird eine sehr reicht Ernte sein: Sie kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

Wie wird mir einst doch sein
In der Vollkomm'nen Reih'n,
In ew'ger Wonne!
Es blitzt der klare Schein
Mir schon ins Herz hinein
Von Salems Sonne.

Es braucht aber ein völliges Absagen von der Welt und den eitlen Dingen. Es muß dem Himmelreich Gewalt angetan werden. Und solche, die dies tun, die reißen es zu sich. Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führt. Darauf freuet euch, daß sich die Erlösung nahet und dann Ernten ohne Aufhören!

Wir haben hier jetzt recht oft Besuch. Br. Peter Rempel, Lodi, hält Versammlungen. Auch war Br. H. Schröder und Carl Glöckler hier, die jedoch schon weiter gefahren sind. Von Kansas werden noch Peter und H. Eppen erwartet. Gestern waren wir auf einer Hochzeit bei Johann Bartschen. Ihre Tochter Tine verheirtete sich mit Jakob Enns. Die Handlung fand draußen unter den Bäumen statt. Die jungen Eheleute fuhren gleich nach San Francisco zur Ausstellung. Auch sonst fahren recht viele dort hin.

Einem Betrüger ist es gelungen, sich von Bartschen ihrer Farm einen Deed (Kaufbrief) zu machen, und darauf hat er sich $2,000 geliehen. Er sitzt jetzt im Gefängnis. Echter Betrug.

Es hat hier auch schon etwas gefroren, und der Frost hat Schaden gemacht an den

Orangenbäumen. Es hat hier auch schon etwas geregnet und heute sieht es wieder nach Regen. Die Natur neigt sich zum Winter. Das Laub fällt von den Bäuman. Es wird schon sehr in den Gärten geschafft, die Bäume ausgeästet und sonst aller Fleiß angewandt, um wieder eine gute Ernte zu bekommen. Die Gärtner sind ermutigt, durch die neue Farmer Company gute Preise zu erlangen. Sie sammeln „Shares" (Anteile), und wenn es zustande kommt, kann es sehr gut sein. Mit d en Rosinen ging es auf diese Art dies Jahr ganz gut.

Noch ein Gruß an Editor und Leser.

Peter Fast.

Winton, California, den 26. November 1915. Werter Editor und Leser! Seit meinem letzten Bericht vom 10. d. M. haben wir anhaltend schönes Wetter; nachdem es in der zweiten Woche dieses Monats einige Nächte etwas gefroren hatte, ist es wieder frostfrei, mit kühlen Nächten und warmen Tagen.

Nun ist auch wieder das Danksagungsfest vorbei. Wir singen: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen!" u.s.w. Gott kennt ein jedes Herz und weiß, wem es von Herzen darum zu tun war, ihm für den genossenen Segen, sowohl auf geistlichem als auch auf irdischem Gebiet, innigst und demütigst zu danken. Er sieht auch, wer in Wahrheit mit den Händen dankt, wie es in dem Liede lautet. Wenn wir dem Notleidenden unsere milde Hand auftun und Gottes Werk finanziell unterstützen, daß auch der geistlich Notleidende durch unsere Hand eine Labung am Geiste von Gott erhält, dann ist es richtig. Daß das Turkey oder Truthhahnwesen vor und während des Festes zum Lobe Gottes gehört, will mir nicht einleuchten. Ich sehe darin vielmehr die Gefahr, daß der Bauch zum Gott gemacht wird, insofern der Lust des Fleisches gefröhnt wird. Hier bei Winton haben sie sogar einer armen Frau zehn Truthähne gestohlen, entweder zum Fest oder zum Verkaufen für das Fest. Nein, solche Opfer gefallen Gott nicht, und ein echter Christ hat nicht Gemeinschaft mit dergleichen Werken der Finsternis, sondern straft sie vielmehr.

Conrad Holdeman samt Frau und Söhnchen hielten hier an auf ihrem Heimwege von Fall City, Oregon, nach Hesston Kansas. Sie verweilten hier nur einen Tag, weil sie Nachricht erhalten hatten von daheim, daß sein Bruder Jonas Holdeman von Typhusfieber erkrankt sei. Nachdem sie sich von hier verabschiedet, bekamen wir einen Brief von ihren Kindern an die Eltern geschrieben, daß der Onkel Jonas auf dem Wege der Besserung sei.

Erdman und Abr. Höppner sind zurück von Montana. Nach der Aussage des Abraham haben sie sich Land ausgesucht, wissen aber nicht, ob sie hinziehen werden.

Unser Sohn David konnte es nicht lassen, einmal per Bahn nach den Gebirgen westlich von Sakramento zu fahren. Er hat 'mal versucht, ob das Geahnte auch Wirklichkeit hat. Und richtig: Er hat in fünf Tagen für 48 Dollar Pelztiere gefangen. Doch konnte er nicht länger bleiben und Fallen stellen, wenn er gleich $100 den Tag machen könnte, sagte er, weil seine Kräfte ganz erschöpft waren von dem Bergsteigen. Er konnte nicht mehr essen und auch fast kein Essen mehr erlangen, und dazu die Stürme, Schnee und Regen auf den wolkenhohen Gebirgen.

Mit unserm italienischen Nachbarn ist es vergangene Woche zum Schluß gekommen. Er muß $200 bezahlen für sein Separator-Stehlen.

T. T. Köhn.

Kansas.

Cimarron, Kansas, den 28. November 28. 1915. Vorgestern waren wir auf einem Begräbnis, denn bei Heinrich Köhnen (Corn. T. Köhnen ihre Tochter Helena) starb letzten Mittwoch abend ihr kleines Mädchen an Vergiftung durch Farben- oder Kreidestift (Crayon). Es hat seit Donerstag, den 18. d. Mts. krank gelegen. Es hat sein Alter auf 1 Jahr, 11 Monate und 13 Tage gebracht. Begraben wurde es auf dem Kirchhof nordöstlich von Cimarron. Die Trauerversammlung fand bei Heinrich Köhnen, den Eltern der Verstorbenen statt, wo Diener H. A. Köhn über den 90 Psalm sprach und uns noch so recht die an anderer Stelle der Schrift verzeichneten Worte: „Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen" wichtig machte. Auch hob er noch hervor, daß wie ein natürliches Kind von den Eletrn ganz abhängig ist und von ihnen ernährt werden muß, also auch der geistliche Mensch von Gott und seinem Geist gespeist werden muß. Möchte Gott uns allezeit der Seele nach speisen, denn er sagt: „Ich bin das lebendige Brot vom Himmel gekommen, wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit." Die Juden, scheints, verstanden nicht, was Jesus damit meinte, und so, glaube ich,, gibt es auch in dieser Zeit viele Menschen, die obiges nicht verstehen, u. viele fragen vielleicht sogar: „Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben?"

Letzten Montag waren A. B. Unruhs von Montezuma unsere angenehmen Gäste. Auch waren Isaak P. Unruhs und Witwe Benjamin Voth von Marion Co. einen Tag vorher bei uns auf Besuch, welche von Las Animas, Colorado, hier durchreisten.

Ich erwähne noch, daß Schwester Frau Gerh. T. Köhn auf dem Krankenbett liegt. Ihr Zustand wechselt, ist bald besser, bald schlimmer. So wie ich verstanden habe, wünscht sie schon erlöst zu sein, um zu ruhen bis Gott ruft.

Die Witterung ist wechselhaft. Gestern hatten wir Feuchtigkeit, begleitet von kaltem Nordwind. D. H. Köhn ging letzte Woche nach Greensburg, wie erzählt wird, auf Geschäfte.

Wir sind noch alle bei mäßiger Gesundheit, nur meine Schwiegermutter ist wieder ziemlich mit Asthma oder Schwindsucht geplagt und hat schweren Husten. Sie rechnet nicht mehr auf ein langes Leben. Nun es wird ihr auch bereits eine selige Ruhe gewünscht; denn sie hat sich schon sehr plagen müssen, und wir glauben, sie hat das Ihrige getan

Mit Gruß,

J. B. Köhn.

Michigan.

Auburn, Michigan, den 24. November 1915. Dem Editor und allen, die diesen Bericht lesen, die besten Segenswünsche und ein herzlicher Gruß. Die Gnade Gottes sei mit uns allen und bleibe mit uns auf allen unsern Wegen.

Die Witterung im allgemeinen ist für diese Jahreszeit eine sehr gute. Dem Herrn sei auch dank dafür. Corn Ausbrechen, Winterpflügen und Zubereitung zum nächsten Frühjahr wird auch fleißig betrieben. Der Danksagungstag ist auch dahin ob auch der gebührende Dank gegeben wurde? O wie undankbar ist die Welt: viele sind noch unzufrieden mit dem, das sie durch Gottes Güte erhielten. Murren und Klagen hört man noch von manchen. Es ist das Herz ein wunderliches Ding; jene, die Moses aus Egyptenland ausführte, murrten auch immer und machten, daß des Herrn Zorn noch mehr entbrannte. Ach lasset uns nicht so gesonnen sein, sondern wollen dankbar dem Herrn uns in Demut beugen, ihm so

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.
Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.
Erscheint jeden Mittwoch.
Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.
Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.
15. Dezember 1915.

Editorielles.

— Da wir bekanntlich deutsche und englische Bücher zum Verkauf haben, so stehen deutsche und englische Bücherkataloge jedem, der darum schreibt, zur Verfügung.

— Man spricht davon, daß die deutsche Regierung Bedingungen, die sie beim Friedensschluß zu stellen gedenkt, bekannt gegeben habe (nicht amtlich). Sollte der Friede am Ende näher sein, als die Aussichten im allgemeinen schließen lassen?

— Wir haben in dieser Woche schon recht viele Zahlungen für Rundschau und Jugendfreund erhalten, auch einige neue Leser haben wir bekommen. Besten Dank! Bücherbestellungen kommen jetzt auch reichlich ein. Es ist auch Zeit damit, wenn die Bücher noch zu Weihnachten Verwendung finden sollen. Die Feste kommen mit wunderbarer Schnelligkeit näher.

— Japan will auch dabei sein, wenn in Europa Friede gemacht wird. Es will auch ordnen helfen, weiß aber, daß man dort die asiatische Rasse nicht als gleichberechtigt gelten lassen will. Zum Raufen und Balgen ist jedermann recht, aber wenn man wieder vernünftig werden will, dann muß doch Ansehen der Person gemacht werden, das haben sie, die Japanesen, ganz gut verstanden.

— Hin und wieder wird gefragt, wie an uns Zahlungen zu senden sind, ob wir sie in Postmarken annehmen. Wir nehmen Zahlungen in Baar, Money-Order (Geld - Postanweisungen), persönlichen Checks, Bank-Drafts und auch in Postmarken an, empfehlen aber Money-Orders, Checks und Bank-Drafts mehr, weil sie sicherer sind, und wenn sie verloren gehen ohne Kosten für irgend jemand wieder ersetzt werden können.

— Der römische Kaiser Theodosius ließ einmal alle Gefängnisse öffnen und gab den Gefangenen die Freiheit. Dann soll er gewünscht haben, daß er auch alle Gräber öffnen und die Gestorbenen von den Banden des Todes befreien könnte. Das konnte er nun aber nicht, und kein Mensch kann es; aber Jesus Christus, der in die Welt gekommen ist, der Frieden auf Erden gebracht hat und die Menschen durch seinen Tod vom Tode befreit hat, kann es.

— Seit einiger Zeit sind unsere deutschen Familienkalender fertig und werden auf Bestellung sofort geschickt. Bitte die Prämienliste in dieser und den folgenden Nummern zu lesen. Wir bieten dort die Rundschau für einen Dollar per Jahr an und geben noch den Familienkalender zu. Wer Rundschau und Jugendfreund zusammen bestellt, bekommt beide Blätter für $1.25 statt $1.40, und wenn er noch 5 Cents hinzufügt, bekommt er auch den Familienkalender, der sonst 6 Cents kostet.

— Jener Mann, der weiter nichts sein eigen nennen konnte, als den Heiland, eine Heimat im Himmel, die der Heiland ihm erkauft hatte, ein braves Weib, eine Schar gesunder und gehorsamer Kinder und ein dankbares, frohes Herz, der hielt sich für reich und der Steuereinnehmer, dem er alle diese Schätze genannt hatte, mußte ihm recht geben, obgleich er selbst gestand, daß dies Vermögen keinen Steuerwert habe. Der Mann war aber auch doppelt reich, erstens, weil die Dinge, welche er besaß, das Beste sind, was wir erlangen können, und zweitens, weil er ihren Wert kannte und schätzte.

— Bei der Eröffnung eines Rettungshauses, sagte einer der Redner: Wenn nur e i n Kind durch dieses Haus vom Verderben nach Leib und Seele errettet würde, so wären alle Kosten, Mühen und Anstrengungen, die mit der Gründung der Anstalt verbunden sind, bezahlt. Als nachher jemand ihm gegenüber sich äußerte, daß diese Behauptung doch wohl übertrieben sei, sagte er einfach: Nicht übertrieben, wenn es mein Kind wäre. — Das war schön! So sollten wir denken. Wenn wir oder unsere Kinder es wert sind, so sind andere Leute und ihre Kinder es auch wert, und sind wir und unsere Kinder etwa nicht wert, daß wir alles daran wenden, unser und ihr leibliches und geistliches Wohl zu sichern? Beides können wir, indem wir am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, erreichen.

— Dem Präsidenten sind am Danksagungstage 20,000 Telegramme von Frauen Amerikas zugegangen, die ihn darum gebeten haben, Schritte zur Einleitung von Friedensverhandlungen zu unternehmen. Es gibt Leute, denen es um das Geld, welches diese Telegramme gekostet haben, schade ist, weil es in Anbetracht des Verhaltens unseres Präsidenten zur Friedensfrage kaum zu hoffen ist, daß er sich durch Telegramme bewegen lassen sollte von seinem einmal eingeschlagenen Kurs abzulenken. Es mag aber doch nicht so übel mit der Sache bestellt sein, und die Anstrengung, eine gute Sache zu fördern, wird den amerikanischen Frauen nützlicher sein wie manche andere Opfer an Zeit und Geld, die sie bringen, ohne daß sich die Oeffentlichkeit darüber schwere Gedanken macht.

— Von dem Lama, ein Lasttier Südamerikas, wird gesagt, daß es nur durch Güte zu leiten ist, sich aber, wenn es Schläge bekommt, niederlegt und für längere Zeit nicht von der Stelle zu bringen ist. Ob es nun i m m e r durch Güte zu leiten ist, wird nicht gesagt; vielleicht hat es auch seine Untugenden und folgt nicht allemal dem gütigen Führer. Doch im allgemeinen ist es der Güte zugänglich. Die Menschen sind aber nach dem Zeugnis der Schrift anders geartet. Es heißt wohl: Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Die Güte des Herrn versucht zu leiten, aber der Mensch widerstrebt so lange, bis der Herr durch Strenge und Ernst treiben muß. Doch wenn es dem Herrn gelungen ist, das Widerstreben in ihm zu brechen, dann findet der Mensch die Stimme der Güte und Liebe auch angenehm und ist willig, ihr zu folgen.

—Es ist eine schöne Tugend, die Tugenden anderer zu sehen, sie zu schätzen und sich selbst daran zu prüfen. Vielleicht fehlen uns gerade die guten Eigenschaften, die wir an andern sehen, und während wir die andern um ihrer guten Charaktereigenschaften willen lieben und schätzen leren, eignen wir uns dieselben teils mit

Absicht teils unwillkürlich an. Wir sind geneigt, an Freunden fast nur ihre guten Seiten zu sehen, während wir an denen, die uns aus irgend einem Grunde nicht sympathisch sind, mehr Schlechtes als Gutes wahrnehmen; aber es ist ungerecht, dieser Neigung zu folgen; wir sollten selbst beim Feinde (wir meinen bei denen, die uns feindlich gesinnt sind, nicht bei solchen, die wir hassen, denn Christen sollten nie feinden und hassen) das Gute in ihm zu finden suchen. Wir lesen in der „Steinbach Post" von der Höflichkeit der Franzosen den Ausländern und Fremden gegenüber, was wir auch früher schon in andern Blättern gelesen haben, aber uns jetzt besonders auffällt, weil fast alle deutschen Blätter in dieser Zeit versuchen, den Gegnern Deutschlands alles Gute und Lobenswerte abzustreiten: „Paris ist in vielen Beziehungen die Schule der Höflichkeit und des Anstandes. Die gefällige Art des Verkehrs, in dem Liebenswürdigkeit vorherrscht, ohne daß sie zur Aufdringlichkeit ausartet, ist dem Pariser aller Klassen eigen. Auf der Straße hat man freundliche Rücksichtnahme gegen einander. Niemals wird in den Straßen von Paris ein Fremder wegen eines ungewohnten Anzuges oder Benehmens angeglotzt oder belästigt, kaum daß jemand einen Augenblick den Kopf umdreht; besonders im Restaurant kommt man sich helfend entgegen. Kein neugieriges Anstarren des Eintretenden, kein Zuflüstern über einen fremdartigen Anzug usw. Dagegen ist man gewiß, daß der Gegenübersitzende freundlich seine Hilfe anbieten wird, sobald man seine Blicke suchend über den Tisch gleiten läßt, um etwa das entfernt stehende Salzfäßchen zu finden. Der Franzose lacht nicht, wenn ein Ausländer das Französische fehlerhaft spricht, sondern hilft ihm freundlich nach. Der Franzose sucht nicht das Wesen der Höflichkeit in formellen Anreden, tiefen Verbeugungen oder auffälligem Hutabziehen usw., sondern er lüftet nur den Hut, tut es aber auch, selbst wenn er in den Eisenbahnwagen steigt, wenn er ein Lokal betritt oder verläßt oder dergleichen, worauf die Anwesenden ebenfalls den Hut lüften. Die größte Aufmerksamkeit bekundet der Franzose aber den Frauen gegenüber." Wem das gefällt, der gehe hin und tue desgleichen, selbst wenn er geneigt ist, anzunehmen, daß auch Paris in dieser Beziehung nicht vollkommen ist, oder die Uebung der obigen Tugenden nicht so allgemein in der französischen Hauptstadt sein dürfte, als die Beschreibung es verstanden haben will.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Johann Quiring berichtet seinen Freunden, daß seine Adresse nicht mehr Dalmeny, Saskatchewan, sondern Mennon, Saskatchewan, ist und bitte sie sich dies zu merken.

John P. Enns, Windom, Minnesota, (Route No. 2, Box 39) berichtet den 28. Nov.: „Wir haben immer noch schönes Wetter, obgleich die Zeitungen einen strengen Winter prophezeien. Aber was nicht ist, kann noch immer werden. Wir hier würden uns schon mit einem gelinden Winter begnügen. Unsere Eltern Jakob Harders von hier u. Bernhard Klassens von Mountain Lake befinden sich jetzt in California und zwar bei Reedley. Die werden dort doch wohl noch schöneres Wetter haben als wir. Dem Editor wie auch dem ganzen Druckerpersonal und allen Rundschaulesern frohe Weihnachten und ein gesegnetes neues Jahr wünschend, verbleibe ich grüßend, J. P. E."

Jakob Friesen, Carman, Manitoba, schreibt den 29. November: „Weil ich schon an die l. Rundschau schreibe, will ich versuchen, etwas von hier zu berichten. Nun ihr Freunde in Laird, Sasktchewan, ihr seid neugierig zu erfahren, wie es uns hier geht. Wir können sagen: „Solange noch ganz gut, denn es ist hier gerade so wie auf der Farm: Arbeite und bete! und: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Und das ist für den Farmer im heißen Sommer leichter, als für den Müller im kalten Winter. Ihr seid auch neugierig zu hören, ob wir viel Arbeit haben. Lieber Schwager, komm her und sieh dir die Sache an. Der Tag hat uns schon eine lange Zeit immer nicht zugereicht. Wir geben dem Heizer des Nachts 40 Cents die Stunde. Und es geht uns gut. Die Mühl ist innen und außen mit elektrischem Licht versehen. Da darf niemand im Finstern arbeiten. Also jetzt könnt ihr Lieben sehen, daß wir auch hier unsere Tageslast haben."

J. B. Köhn, Cimarron, Kansas, schreibt den 3. Dezember: „R. T. Jantz fuhr vor einiger Zeit per Auto nach Durham, um dort Corn auszubrechen. Nächste Woche wird er zurück erwartet. Peter Laukfen von Heßton, Kansas, waren unlängst hier auf Besuch. Heute abend haben wir Gäste, nämlich C. A. S. Sie erzählen uns daß ihre Eltern A. H. Schmidten von Montezuma vielleicht morgen hier auf Besuch kommen werden. Das Wetter ist kalt, nachts Frost; doch das Pflügen geht gut."

Abr. Giesbrecht schreibt von Madera, California: „Vor zwei Wochen schrieb ich, daß ich meine Adresse wünsche geändert zu haben von Orosi nach Madera; aber jetzt da ich hier bin, finde ich, daß uns Trego besser paßt. Also bitte ich nochmals zu ändern. Wir haben uns hier eine Alfalfafarm von 50 Acres eingetauscht für unsere 40 Acres große Obstfarm bei Orosi. Es gefällt uns bis jetzt hier gut, außer daß es etwas an der „Bequemlichkeit" fehlt. Aber mit der Zeit wird sich hier auch alles finden."

Jacob Schierling, Litchfield, Nebr., schreibt: „Wir erfreuen uns gegenwärtig mäßiger Gesundheit. Das Wetter ist sehr wechselhaft. Hin und wieder haben wir schon kalte und stürmische Tage gehabt. Die Ernte war nur schwach, während sie an andern Stellen sehr gut gewesen ist. Wenn Hoffnung nicht wär', dann lebt' man nicht mehr. Wenn der Herr uns Leben u. Gesundheit schenkt, hoffen wir, nächstes Jahr eine bessere zu haben, und das ist auch unser Gebet. Wir sind ja auch wieder in der Nähe des Weihnachtsfestes und wir üben bereits Lieder ein für dasselbe, wie: „Euch ist heute der Heiland geboren," „Nun entläßt du deinen Knecht, o Herr, wie du verheißen hast, in Frieden; denn meine Augen haben dein Heil gesehen, das du geschaffen hast vor allen Völkern." u.s.w.— Ich wünsche auch der lieben Mutter in Langham, Saskatchewan, die schöne Gesundheit auf ihren alten Tagen. Ich denke, daß sie auch schon die Achtzig angefangen hat. Soviel ich weiß, ist Bruder Kröker auch mäßig wohl. Das diene dir, Br. H. Kröker zum Gruß. J. und H. Schierling."

Mennonitischen Unterstützungs-Verein.

Todesnachricht. — Sterbefälle Nr. 59, 60, 61, 62.

Nr. 59. — Bruder Adolf Rupp von Westbrook, Minn., am 25. April 1915, in einem Alter von etwas über 51 Jahren. Volle Unterstützung von $1000.00 gezahlt.

Nr. 60. — Frau Johann J. Klassen von Inman, Kansas, am 6. Juni 1915, in einem Alter von 53 Jahren, 9 Mo. Drei Fünftel der vollen Unterstützung: $600.00 gezahlt.

Nr. 61. — Bruder Jakob G. Dick von Main Center, Sask., am 9. Okt., in einem Alter von 43 Jahren. Zu voller Unterstützung berechtigt. Nachbleibende erhalten $1000.00

Nr. 62. — Bruder August C. Eymann von Reedley, Cal., am 22. Okt., in einem Alter von 43 Jahren. Nachbleibende zu voller Unterstützung berechtigt. Erhalten $1000.00 .

Außerdem liegen noch 2 Sterbefälle vor, die soeben berichtet, aber von der Behörde noch nicht erledigt sind. Um die treffende Unterstützung zu zahlen und eine Kasse für weitere Sterbefälle zu bilden, beschloß die Behörde, eine neue Auflage von $4.00 per Mitglied zu machen. Die Mitglieder unseres Vereins werden deshalb ersucht, diese Zahlung innerhalb der nächsten 30 Tage, also bis zum 27. Dezember 1915 an den Schreiber des Vereins zu schicken.

Persönliche Bankanweisungen von Kanada können gegenwärtig nicht ohne Abschlag (Exchange) eingelöst werden. Man sollte von dort P. O. Money-Orders, Postal Notes, Express Money Orders oder Bank Drafts senden.

Wenn Lokalschreiber für Mitglieder außerhalb ihres Distrikts und von einem anderen Geld einschicken, so müssen sie die betreffende Post Office des Mitgliedes auf ihrer Liste verzeichnen.

Einige der Mitglieder haben aus Versehen oder absichtlich ihre Zahlungen für die letzten Auflagen nicht eingesandt. Mitglieder die es unterlassen, die Auflagen zu entrichten nachdem sie Notiz erhielten, beweisen dadurch, daß sie in Zukunft nicht mehr Mitglieder sein wollen und laufen Gefahr, von der Liste gestrichen zu werden. Zu unserem Bedauern mußten wir bei der letzten Auflage mehrere Mitglieder streichen, indem sie im Rückstand waren und trotz unserer nochmaligen Erinnerung nichts von sich hören ließen.

Möchte hier nun noch erwähnen, daß dieses nur die 2. Auflage ist, welche die Behörde in diesem Jahr zu machen für notwendig fand. Die Unterstützung von $1000 hat uns also nur $8 im verflossenen Jahr gekostet. Wir dürfen recht dankbar sein, daß der liebe Gott so wenige aus unseren Reihen gerufen und uns andere noch im Lande der Lebendigen hat stehen lassen, um die Nachgebliebenen unserer verstorbenen Mitglieder unterstützen zu helfen. Die Behörde beschloß, unsere nächste Jahresversammlung am nächsten 18. Dezember, (den dritten Sonnabend desselben Monats), um ½2 Uhr nachmittags im Hochschulgebäude zu Mountain Lake abzuhalten. Die Mitglieder sind hierdurch also zu dieser Jahresversammlung eingeladen.

Mit brüderlichem Gruß,

H. P. Görtz.

Schreiber des Vereins.

Mountain Lake, Minn, den 27. November 1915.

Fortsetzung von Seite 9.

recht danken, daß er uns verschont hat mit noch größerer Züchtigung, wie einige auch im vorigen Sommer erfahren mußten. Seht, welch Jammer und Elend im alten Vaterlande herrschen. Können wir es fassen, begreifen, uns eine Vorstellung davon machen? O Teure Leser, Geschwister im Herrn, beuget eure Knie u. faltet eure Hände zum Dankgebet zum Trone Gottes, der uns aus lauter Liebe so getragen hat. Ach, wieviel sind wir ihm schuldig. Lasset uns nicht vergessen der armen Waisen und Witwen! Und wieviel Jammer ist auch in diesem Lande. In der gestrigen Sonntagschullektion hatten wir von Amos, der über die Bedrückung der Armen durch die Reichen spricht. Selbst in Gläubigen-Kreisen gibt es Wohlhabende, die in ihrer Gier nach Reichtum der Armen gänzlich vergessen. O ihr, die ihr Ueberfluß habt, verstokket eure Herzen nicht gegen den Bedürftigen.

Die Weihnachtszeit naht, so auch der lange Winter, der in viele Familien Not und Elend bringt. O öffnet eure Herzen und die Geldtasche etwas mehr und beweiset eure Mildtätigkeit als Dankopfer Gott gegenüber. Der Herr wird euch lohnen. „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan." Der Prophet Amos sagt: die Klugen müssen schweigen. So war es damals und so ist es auch heute. Die, welche Geistesklugheit besitzen und den Menschen die Wahrheit sagen könnten, die müssen schweigen. Weltklugheit, moderne Theologie, Welt- und Modegeist führen das Regiment. Lasset uns sehr auf der Hut sein und wachen und beten, um stark und gewapnet gegen alle Anläufe zu sein. Es ist böse Zeit. Die Zeit ist da, von der gesagt wird, es wird große Trübsal sein. Krieg und Kriegsgeschrei ist allerorten und noch keine Aussicht auf Frieden, sondern noch immer mehr Reiche werden hineingezogen in das Blutvergießen.

Vorigen Sonntag, den 21. November hatte ich die Gelegenheit, die Geschwister in Pinkonnig zu besuchen, welches 22 Meilen von Beaver entfernt ist. Ich kam dort Freitag abend mit der Bahn von Bay City an und hatte die Gelegenheit, Sonntag vormittag bei Br. Schmidt vor einer zahlreichen Versammlung mit Gottes Wort zu dienen. Als Text hatte ich Joh. 3, das Gespräch des Nikodemus mit dem Herrn Jesu über die Neugeburt, die dem Vernehmen nach einen guten Eindruck machte. Abends durfte ich nochmals vor einer zahlreichen Versammlung sprechen, wo ich aus Luk. 22, 31—62 vorlas, wo der Blick des Heilandes in sein Herz traf und er in Bußtränen ausbrach, die uns heute auch sehr nötig tun. Bußtränen und Bußetun sollte von uns mehr geübt werden, denn stets mahnt der Herr und auch die Apostel zur Buße. Dann will der Herr auch Gnade walten lassen. Der Herr gäbe uns Geisteskräfte, damit wir fähig werden, rechte Buße zu tun! Dazu verhelfe uns der Herr.

Vor ein paar Tagen erhielt ich eine Karte von Ithaca, Michigan. Ich konnte die Adresse schlecht lesen. Ich schrieb einen Brief an J. Hiber; weiß nicht, ob er angekommen wird. Bitte, schreibe deutlich einen guten Brief!

John Kaweck.

Minnesota.

Mountain Lake, Minnesota, den 1. Dezember 1915. Den Gruß des Friedens wünsche ich dem Editor und allen Rundschaulesern. Ich fühle mich heute nicht recht aufgelegt zum Schreiben, aber wenn ich nicht die Feder in die Hand nehme und anfange zu schreiben, so bekommt der Editor keinen Stoff. Viel Neues weiß ich auch nicht, und das Lesen geht mir besser als das Schreiben.

So dachte ich einmal den lieben Neffen Julius Siemens etwas anzustoßen. Da schreibst du nur immer, daß die Leute sollen kommen Land kaufen. Hast du denn nicht einmal einen Brief einzusetzen aus Rußland von unserm Geburtsort? Oder sind sie gegen dich auch verschlossen? Ich schickte im März 1914 der Schwester einen Brief, aber — keine Antwort! Es ist verschlossen, fest, in Rußland. Na, einsteils ist es auch nicht zu verachten. Ich halte auch nicht darauf, alles immer an die große Glocke zu hängen. Da schreibt einer aus Halbstadt, daß die hochfahrende und herausfordernde Haltung Deutschlands schuld sei. Ja so ist's. Wenn England siegen sollte, so würde es auch dann noch sagen: Deutschland hat mich aufgefordert, es hat schuld.

Schwager Peter Hildebrandt, Nebraska, hat aus Rußland einen Brief bekommen und mir geschrieben, daß aus seiner Freundschaft Söhne und Schwiegersöhne haben gehen müssen, was tauglich ist. Und dann werden sie auch nicht alle zu Sanitäre genommen, nur welche dazu geschickt sind. Die andern arbeiten in den Wäldern und beim Wegezurechtmachen und verschiedenes mehr.

Der Russische Bruder Kröker fordert uns auch auf zum Beten und das ist auch nötig für alle Menschen, liebe Rundschauleser. Gruß,

Jacob Entz.

Mountain Lake, Minnesota, den 29. November 1915. Werter Editor! Von hier wäre zu berichten, daß die alte Tante und Witwe Peter Voth, am Danksagungstage, Abends nach längerem Leiden aus diesem Leben geschieden ist und wurde letzten Sonntag den 28. Nov. Nachmittags, von der Bruderthaler Gemeinde aus, zur letzten Ruhe bestattet. In Abwesenheit des Aelt. Heinrich Dick, der zurzeit auf einer Missionsreise in Kansas und Nebraska weilt, hielten die folgenden Prediger über der Gelegenheit entsprechende Worte Gottes kurze Ansprachen, als: J. A. Wall, Aelt. Heinrich Voth und Rev. Heinrich Fast, welcher die Leichenfeier leitete; worauf Rev. N. N. Siebert über die Worte Jesu am Kreuz, „Vater, in deine Händen befehle ich meinen Geist" einige kurze Bemerkungen machte u. das Schlußgebet hielt. Der Gemeindechor unter der Leitung des Lehrers A. J. Regier, trugen zwischen den Ansprachen, schöne zweckentsprechenden Lieder vor. was ebenfalls viel zur Erbauung und Verschönerung der Leichenfeier beitrug.

Die Dahingeschiedene Witwe Voth, geb. Klaßen wurde geboren im Jahre 1840 den 10. August zu Rudnerweide, Südrußland, und ist gestorben den 25. November 1915 ist also alt geworden 75 Jahre, 3 Monate und 3 Tage. In erster Ehe mit Diedrich Olfert sind ihnen 6 Kinder geboren wovon 2 gestorben sind. Nach dem Tode ihres ersten Gatten trat sie im Jahre 1869 den 18. Febr. mit Peter Voth in den Ehestand, welch letzterer aber im Jahre 1892 auf wunderbarer Weise mit einem Pferde verunglückte und nach mehrtägigem bewußtlosen Zustande starb. Aus dieser Ehe sind ebenfalls 6 Kinder geboren worden davon ist eins gestorben. Großmutter ist sie geworden über 51 Kinder, davon sind 7 gestorben, und Urgroßmutter über 14 Kinder. Krank gewesen wohl so an ein Jahr. Das letzte Mal Witwe gewesen 23Jahre. Sie hinterläßt einenFamilienkreis von 67 Seelen.

Etwas näheres kann der Schreiber nicht von ihrer Krankheit berichten was wohl die nahen Anverwandten tun werden.

J. C. D.

Süd-Dakota.

Avon, Süddakota, den 28. November 1915. Werte Rundschau! Da ich Schreibmaterial vom Editor erhalten habe, so meint das, glaube ich, öfters von hier etwas hören zu lassen. (So ist es wirklich gemeint, und wir freuen uns, daß unser Wunsch erfüllt wird. Danke! Ed.)

Zunächst wäre wohl zu berichten, daß der Gesundheitszustand befriedigend ist, Erkältungen abgerechnet.

Die Witterung ist auch ausgezeichnet schön dieser Jahreszeit nach. Es sind schöne sonnige Tage, auf welche nachts Frost folgt. Wir haben diesen Herbst nur einen kleinen Regen gehabt. Doch der Erdboden ist noch voll Wasser und die Lakes (Seen) sind noch gefüllt mit Wasser. Somit haben die Jagdlustigen viel Vergnügen auf der Wildentenjagd um sich Braten zu besorgen. Es kracht und donnert die ganze Woche lang, sogar der liebe Sonntag wird noch dazu benutzt. Doch der aufrichtige Christ tut nicht so und mißbraucht den Tag des Herrn nicht, denn das erlaubt sein Gewissen und Gottes Geist nicht. Und jetzt, da es schon mehr zufriert und sich alles für den Winter fertig macht, kommen die wilden Gänse in Schaaren schnatternd daher gezogen. Des Abends kommen sie vom Fluß und morgens ziehen sie wieder hin. Alles hat seine Zeit unter der Sonne, sagt Salomo, nur der Mensch weiß oft nicht die rechte Zeit. Die angenehme Zeit, der Tag des Heils ist jetzt für uns noch da. Für Tausende ist sie dieses Jahr nicht mehr gewesen, denn sie sind im Nu dahingerafft w orden.

Wir hatten in der letzten Zeit werten Besuch erhalten. Den 20. November kam Prediger Aeschliman von Washington und verweilte einige Tage unter uns. Er hielt sechs Predigen, recht klar und deutlich. Wir alle haben ihn liebgewonnen. Sonntag predigte er über Innere Mission nach Matth. 14, 14—21. und Prof. Moyer über Aeußere Mission nach Matth. 28, 19—20. Sein Grundgedanke war: Warum treiben wir Mission? — Er machte es recht wichtig, daß wir eine gute Botschaft empfangen haben, die besser ist als alle andern Botschaften, und daß wir sie von Jesum selbst überkommen haben.

Den Danksagungstag durften wir auch als einen gesegneten Tag verleben, i ndem wir das Vorrecht hatten, Sekretär Miller von der Staatssontagschule in unserer Mitte zu haben. Er ist ein tüchtiger Redner, aber auch geschickt mit Rat und Tat u. ist ganz und gar für das Werk der Sonntagschule. Nachmittag wurde ein schönes Programm ausgeführt, welches in Themata, Chorgesängen und Gedichten bestand.

Pre. Corn. Ewert und Abr. Schmidt sind den 26. nach Beadle, S. D., gefahren, denn die alte Schwester Peter Schmidt soll im Sterben liegen, und der Letzterwähnte ist ihr Sohn. Auch ist der alte, müde Pilger Jakob Becker in Turner County in den neunzigen Jahren gestorben. Es wird wohl ein Bericht von ihm erscheinen. So geht einer nach dem andern in die Ewigkeit hinüber Wohl dem der bereit ist, seinem Gott zu begegnen. Herzlichen Gruß allen Freunden und Bekannten.

Benj. Unruh.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, Manitoba, den 1. Dezember 1915. Werter Editor und alle Leser der Rundschau! Ich wünsche uns allen insgesamt die beste Gesundheit an Leib und Seele. Wir sind hier so ziemlich gesund, außer dem alten Corn. Gooßen, mit dem es langsam abnimmt; so wie ich gehört habe, hofft er selber nicht mehr auf Gesundwerden. Er ist in Winnipeg bei seinen Kindern Esauen. Ja, es ist in diesem Leben so: Gesund- oder Kranksein, Geborenwerden oder Sterben. Ja, alles hat seine Zeit, Pred. 3, 1—15. Und wenn wir das alles wissen, dann sollte es uns mehr anspornen, ernster zu leben und uns nicht so heimisch zu machen auf dieser Erde, denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Wenn es auch manchmal hoch kommt mit uns, so sind es 80 Jahre, sagt Moses, der Mann Gottes, Psalm 90, 10. Petrus sagt: Lieben Brüder, ich ermahne euch als die Fremdlinge und Pilgrime, 1. Petri 2, 11. Ja wir reisen hier durch die Wüste und wollen nicht abgöttisch werden, wie jener etliche wurden, sonst werden wir das Land Kanaan nicht erreichen, gleichwie jene es nicht erreichten, sondern wir werden in der Wüste umkommen.

Weil wir bald wieder Weihnachten fei-

ern wollen, laßt uns das im rechten Sinne tun. Man sieht, daß wieder viel zubereitet wird und auch mit solchen Dingen, woran, glaube ich, der Herr keinen Gefallen haben kann. Wir als Kinder Gottes wollen es bedenken, was Weihnachten meint. Und es kann sich jeder selbst fragen, ob es recht ist, daß wir unsere Kinder mit unnützen Dingen beschenken, während viele andere hungern oder totfrieren müssen. Lasset uns den Herrn fürchten und unsere Kinder lieben. Lieben wir unsere Kinder, dann werden wir anstatt sie mit unnützen Dingen zu beschenken, sie auf andere Weise zum Herrn führen. Und ich möchte uns allesamt raten, die Weihnachtsfeier ernster zu nehmen als bis jetzt. Ja es tut wirklich not, zu wachen und zu beten, wie der liebe Heiland uns lehrt. Ich wünschte, daß wir es schätzen lernten, warum der Heiland auf diese Erde gekommen ist und wünsche uns allen zum Schluß, die freudige Botschaft der Engel auf Bethlehems Fluren: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Von

Jacob Barkman.

Der Krieg.

Nachdem die Verbündeten im Osten, in Rußland, eine Zeitlang mit Erfolg gekämpft und große Strecken russischen Gebiets besetzt hatten mit welchem starke Festungen und wichtige Eisenbahnknotenpunkte in ihre Hände gefallen waren, eröffneten sie ihre Tätigkeit im Süden gegen Serbien. In kurzer Zeit war die Hauptstadt Belgrad in ihren Händen und in kurzen Zwischenräumen folgte ihr eine Festung nach der andern. Bulgarien, welches bisher neutral geblieben war, glaubte seine Gelegenheit gekommen zu sehen, und rüstete, wie es hieß, seine Neutralität im Notfalle verteidigen zu können, in Wahrheit aber wohl, um wenn der richtige Augenblick gekommen sein werde, sich mit Waffengewalt seine Beute von Serbien zu holen, die Serbien ihm im letzten Balkankriege weggenommen hatte und gutwillig nicht wieder herausgab. England und Frankreich schöpften Verdacht, daß die Rüstungen Bulgariens einen andern Zweck haben dürften, als allein die Neutralität des Landes zu schützen, und zwar aus dem Grunde, weil sich in Bulgarien höhere deutsche Offiziere befanden, die mit dem bulgarischen Generalstabe in Beziehung standen. Sie forderten, daß diese Offiziere Bulgarien verlassen sollten, worauf Bulgarien aber keineswegs einging. Darauf erklärte England an Bulgarien Krieg, und seit der Zeit ist Bulgariens Neutralität aus und seine Armee kämpft an der Seite der verbündeten Deutschen und Oesterreich-Ungarn. Die Bulgaren machten rasche Fortschritte und schnitten den Truppen, welche die Alliierten den Serben zuhilfe sandten, den Weg ab, so daß die Serben auf sich selbst angewiesen blieben. Heute heißt es: Mit der Eroberung Rudnik, der Gefangennahme von weiteren 2700 Serben und der Flucht der Ueberreste der serbischen Armee in die albanischen Berge, sind die Operationen gegen Serbien zum Abschluß gekommen. Ueberhaupt wurde nahezu die Hälfte der serbischen Armee gefangen genommen und hunderte von Geschützen erbeutet, sowie ungeheure Mengen Kriegsmaterial verschiedener Art fiel in ihre Hände.

Auch die von den Alliierten auf dem Balkan gelandeten Truppen haben ungeheure Verluste erlitten und ihre Lage gestaltet sich dort immer schwieriger. Jedoch die Hoffnung auf den endlichen Sieg weigern sie sich aber immer noch aufzugeben, obgleich von gewisser Seite behauptet wird, daß für solche Hoffnung kein Grund mehr vorhanden ist. Ab und zu haben sie auch jetzt noch Erfolge zu verzeichnen, wie wir bald von dieser, bald von jener Schlachtfront erfahren. Klein mögen dieselben immerhin sein, aber im Unglück oder wie man sagt, im Angesichte des Todes durch Ertrinken, greift man auch zu einem Strohhalm. Im Ganzen genommen ist das Kriegsglück bisher entschieden auf der Seite der Verbündeten gewesen, und alle entgegengesetzten Behauptungen verlieren jeden Wert im Blick auf die von den Verbündeten besetzten Ländergebiete auf allen Fronten. Die Versicherungen der Alliierten zu Anfang des Krieges und hin und wieder im späteren Verlauf desselben, daß sie bald in Deutschlands Hauptstadt stehen würden, haben sie nicht erfüllt. Sie sind vielmehr Schritt für Schritt weiter von diesem Ziel zurückgedrängt worden und wo sie heute sich nicht mehr im Rückmarsch befinden, werden sie dennoch von den Verbündeten festgehalten, und ihre größten Anstrengungen, die Verbündeten zurückzutreiben, sind fast alle fehlgeschlagen, nur wenige waren von vorübergehendem Erfolg gekrönt.

Was nun geschehen wird, indem die Operationen gegen Serbien als beendigt betrachtet werden, ist noch nicht bekannt, doch von Kriegsmüdigkeit will weder die eine, noch die andere Seite etwas merken lassen. Da aber in den neutralen Ländern wieder mehr Friedensgerüchte umgehen, so ist wohl anzunehmen, daß man dort trotzdem etwas ahnt vom Beginn der Umstimmung zu Gunsten des Friedens wenigstens in einem Teile der gegnerischen Lager.

Von Chinook, Montana.

Das Wetter ist gegenwärtig angenehm: kein Schnee. Auch der Schnee in den Bergen ist verschwunden. Leider ist es für das Wintergetreide nach unsere Meinung zu trocken.

Die Missionsgeschwister Johann J. Schmidten sind Samstag hier angekommen. und Br. Schmidt hält Abendversammlungen, welche gut besucht werden. Man wird nicht müde zu lauschen, wie der Herr sich auch der armen Sünder in China erbarmt und an ihnen Wunder tut. So es des Herrn Wille ist, gedenken Geschw. Schmidt Freitag nach N. Dakota zu fahren. Am Donnerstage, dem Danksagungstag, gedenken zwei der hiesigen Gemeinden Erntedankfest zu feiern. Rev. Jakob Ewert aus der Nähe von Maine Centre, Saskatchewan ist vorige Woche hier gewesen und hat sich Land gesichert, nicht weit vom Versammlungshause der M. B. Gemeinde. Er begab sich in Begleitung von Geschw. Joh. Ennßen nach Saskatchewan. Sie fahren bis 40 Meilen mit dem Buggy und die übrige Strecke wollen sie mit der neuen Bahn fahren.

Jakob Buller kehrte Sonnabend zurück nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Saskatchewan. Die Ernte soll dort gut sein. Er erzählt auch von einem großen Präriefeuer, welches viel Schaden angerichtet hat.

Lehrerin Sarah Peters hielt hier eine Woche an auf ihrer Reise nach Oregon, wo ihre Eltern wohnen. Sie hat mehrere Jahre bei Munich, N. D., Schulunterricht erteilt in der Distriktschule.

Erderschütterung in Avezzano.

Eine starke Erderschütterung, begleitet von unterirdischen Explosionen, suchte 3:35 Montag Avezzano heim und verursachte unter der Bevölkerung eine Panik. Die Bewohner des Ortes, die seit dem Erdbebenunglück im Januar in Holzhütten wohnten, stürzten ungeachtet ins Freie. Es wurde niemand verletzt, und auch der Materialschaden ist unbedeutend.

Wandsprüche.



No. 67560

Format 10 x 20½.

Vier Texte:

1. Lobe den Herrn ,meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.
2. Halte, was du hast, das Niemand deine Krone nehme.
3. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen und der dich behütet, schläft nicht
1. Ich will euch trösten wie einen seine Mutter tröstet.

Preis:

Einzeln **30c.** Dutzend **$3.00.**

No. 67615

Format 9½ x 20.

Vier Texte:

1. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.
2. Befiel dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn.
3. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.
4. Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.

Preis:

Einzeln **35c.** Dutzend **$3.50.**





No. 67846

Format 10 x 20.

Vier Texte:

1. Grüß Gott, Tritt ein, Bring Glück herein.
2. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.
3. Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.
4. Die Güte des Herrn ist alle Morgen neu.

Preis:

Einzeln **30c.** Dutzend **$3.00.**

No. 67886

Format 10 x 20.

Vier Texte:

1. Bis hieher hat uns der Herr geholfen.
2. Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.
3. Vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat.
4. Meine Seele ist Stille zu Gott, der mir hilft.

Preis:

Einzeln **35c.** Dutzend **$3.50.**



Ein Millionär, wenn er krank ist, würde gerne seine Millionen gegen die robuste Gesundheit eines armen Arbeiters eintauschen, wenn dies möglich wäre. Auch würde er wohl kaum viel Zeit verlieren, über die Tauschbedingungen zu feilschen. Dies gibt uns einen schwachen Begriff von dem Wert, den wir alle auf eine gute Gesundheit legen. Was für ein kostbarer Schatz ist sie doch! Wie sorgfältig sollten wir darauf bedacht sein, sie zu bewahren und zu erhalten! Am besten tun wir dies, indem wir die kleinen Unregelmäßigkeiten des Systems, sobald sie erscheinen, ordnen durch den Gebrauch eines zuverlässigen und zeiterprobten Heilmittels, wie es Forni's Alpenkräuter ist. Geschichtliche Akten beweisen, daß es schon über hundert Jahre im beständigen Gebrauch ist. Es ist keine Apothekermedizin, sondern wird den Leuten direkt geliefert von den Herstellern: Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 19—25 So. Hoyne Ave., Chicago, Ill.

Vergleiche, Indien und Amerika.

Mit diesem Schreiben will ich versuchen, der Aufforderung nachzukommen, und über die Verschiedenheiten von Indien und Amerika zu schreiben. Wenn wir nun von den Unterschieden von Indien und Amerika reden, so wollen wir jetzt unter Amerika nur die Vereinigten Staaten verstehen. Um Vergleiche zu machen müßte man eigentlich beide Länder gründlich kennen, aber ich muß gestehen daß ich diese Kenntnis weder von dem einen noch dem andern habe, will daher auch nur so weit gehen, als sich meine Kenntnisse erstrecken. Wollen beide Länder uns etwas vorführen. Die Vereinigten Staaten sind ein verhältnismäßig neues Land, in welchem alles rasch wächst und voran eilt, auch jede Erneuerung schnell Gönner findet, und so manche Erfindung praktisch angewandt wird, wenn es finanziell kann erschwungen werden, da sonst keine Hindernisse sind. Aus diesem Grunde sieht man hier in den Staaten alles schnell zum höchsten Blütepunkt sich hinauf schwingen, daher rast alles unaufhaltsam weiter und wechselt das Veraltete mit dem Neuesten im schnellsten Aufeinanderfolgen. Jedermann ist in Eile und auch die schnellste Beförderung ist noch zu langsam. In einem tropischen Klima hört das Eilen von selbst auf. Amerika ist das jugendliche, lebensfrohe Land, in welchem alles voran strebt, und wo die Jugendkraft sich frisch entfaltet. Man könnte Amerika den Frühling nennen, und Indien im Vergleich den Winter, wo die Kräfte erstarrt schlummern.

Indien ist als solches ein sehr altes Land, welches auch schon zur Zeit Salomos in Palästina bekannt war, und die indischen Religionsbücher entstanden zu der Zeit, als die 5 Bücher Mose geschrieben wurden oder noch etwas früher. Was zu jener Zeit gebräuchlich war, ist auch heute noch gut genug, denn im Festhalten des Alten verehrt man eben die Vorfahren, daher ist die Einführung von etwas Neuerem sehr schwer. Man sagt da gewöhnlich, dies war gut genug für meine Väter, warum soll ich es ändern, es ist gut genug auch für mich. Welch ein Kontrast!

Indien ist ein Land, in welchem viele Völker wohnen mit ihren eigenen Sitten und Gebräuchen, doch ohne eine gemeinsame Umgangssprache, obzwar Hindi fast über ganz Indien verstanden wird; doch seit Indien eine englische Kolonie ist, ist die englische Sprache die bei der Regierung gebräuchliche Vermittlungssprache. Amerika hat ja auch viele Völkerschaften in sich aufgenommen, aber sie haben ihre Eigentümlichkeiten mehr aufgegeben und sind miteinander verschmolzen, was in Indien viel weniger der Fall ist, wo jedes Gebiet seine Sprache hat und die Völker abgeschieden von einander wohnen

An Größe übersteigen die Vereinigten Staaten Indien fast um das Zweifache, aber an Einwohnerzahl besitzt dieses mehr als das Dreifache. In beiden Reichen wächst die Einwohnerzahl rasch, aber in den Vereinigten Staaten verursacht die große Einwanderung teilweise das Wachstum der Einwohnerzahl, während in Indien nur der natürliche Zuwachs in Betracht kommt. Im Jahre 1901 zählte Indien 294,361,056 Einwohner, und nach 10 Jahren bei der Volkszählung im Jahre 1911 waren es schon 313,523,951. Ein Zuwachs von fast 2 Millionen Menschen per Jahr. Wenn man nun in Betracht zieht wie Hungersnot, Cholera, Pest und große Sterblichkeit der Kinder jährlich seine ungeheuren Opfer an Menschenleben fordert, so muß man staunen, wie rasch die Bevölkerung Indiens wächst. Es gibt Distrikte, in welchen weit über 600 Personen auf die Quadratmeile kommen. Auf englischem Gebiet ist die Bevölkerung bedeutend dichter als in den indischen Staaten, und zwar in diesem Verhältnisse — in den indischen Staaten kommen 89 Personen durchschnittlich auf die Quadratmeile und auf englischem Gebiete 211 Personen. Daß unter solchen Verhältnissen der indische Farmer tüchtig schaffen muß, wenn er seinen Lebensunterhalt dem Lande entziehen will, kann man leicht sehen, und der weit größte Teil der Indier sind arm und sehr arm. Wäre es dort nicht, daß das warme Klima dem Volke darin behilflich wäre, daß sie sehr weniger Kleidung bedürfen, um sich warm oder kühl zu halten, könnte das Volk einfach nicht bestehen Auch der Heizung bedarf es fast nur zum Kochen.

Weil das Land so dicht bevölkert ist und jeder nur gewisse Arbeiten verrichtet, müssen viele Diener sein, damit jeder Gelegenheit hat, sein Brot zu verdienen. Ein gewöhnlicher Arbeiter auf dem Lande schafft für 6 Cents den Tag bei eigener Kost. Der Kaste halber essen alle allein und niemand braucht sich zu bemühen, seine Arbeiter zu beköstigen.

Zum Sparen oder etwas zurücklegen kommt so ein Arbeiter dann auch nicht, es sei denn, er habe noch ein Feld, daß er sich etwas Gemüse, Reis und dergleichen nebenbei anbauen kann. Ueberhaupt aber ist ein Indier viel genügsamer als der Amerikaner und sorgt nicht für die Zukunft, sondern lebt meistens zu sorglos für die Zukunft. Wenn er Nahrung und Kleidung von Tag zu Tag hat, ist er zufrieden. Einerseits eine sehr gute Eigenschaft. Zum Wohnen baut er sich eine Hütte ohne Fenster und die Türe sehr niedrig, und hier kann man wohl auch mit Recht sagen — manches Haus ist auch kein Heim.

In Amerika erwirbt sich der junge Mann wenn möglich, erst etwas und baut sich ein Heim, ehe er seine Erkorene heimführt; aber in Indien muß der Vater der Braut dafür sorgen, daß seine Tochter ein Heim bekommt, und ihr Glück hängt oft davon ab, ob der Schwiegersohn, seiner Meinung nach genug bekommen hat oder nicht.

Die Trunksucht ist in Indien nicht allgemein, sondern nur die niederen Kasten fröhnen diesem Laster, denn den höheren Kasten ist es verboten, Branntwein zu trinken. Sehr gut. Saloons (Schenken) findet man auch nicht so eingerichtet und an den besten Plätzen der Städte, wie in Amerika. Die Schenken sehen fast noch unansehnlicher aus als die meisten Hütten, aber drinnen in der Schenke wird auch wenig getrunken, sondern draußen Es gibt aber auch Plätze, wo nur jemand mit einem Topfe Branntwein unter einem Baume sitzt und handelt. Ein Schild am Baume besagt, daß der Platz für den Zweck bewilligt ist, und die Liebhaber des Getränkes kommen dann von den umliegenden Dörfern daher und holen sich ihr Gläschen Der Handel geschieht aber nur an gewissen Tagen in der Woche. Leider sind viele Beamte kein gutes Beispiel für die Heiden und beeinflussen sie zum Trinken.

Da ist Chicago mit seinen 4000 Saloons Indien weit voraus und hoffentlich macht nie eine der indischen Städte ihr den Rang streitig

Da Indien teilweise in den Tropen liegt, so gehören seine Bewohner auch zu denen, welche es nie da eilig haben, wo wir es in den kühlern Gegenden oft eilig haben müssen, bisweilen aber auch nicht so haben sollten. Bei den Völkern der Tropengegenden lebt man mehr diesem Sprichworte — „Tue nie heute, was du auf morgen verschieben kannst", und dennoch wird wohl kaum ein Wort in Indien mehr gebraucht als dies jaldi (schnell). Ich kannte eine Person, die auch in Indien gewesen war, aber nur als Kind, und alles vergessen hatte von der indische Sprache, aber das

eine Wörtchen jaldi, jaldi, wußte sie noch. Manches kann man im Leben aufschieben, aber die Zeit nicht, daher wollen wir dieselbe ausnützen, so lange sie noch unser ist.

Es gibt ja noch vieles, das man als Gegensatz zu Amerika von Indien bringen konnte, aber der Eile halber muß ich mit diesem schließen.

Als Gruß: Eile mit Weile. Euer,

P. J. Wiens.

(Den vorstehenden Vergleich entnahmen wir dem „Christlicher Bundesbote. — Ed.)

Der große Geldschein.

Der berühmte Chirurg Volkmann war allgemein wegen seiner Gutherzigkeit bekannt und geliebt. Einst mußte sich eine arme Frau von ihm den Arm amputieren lassen. Die Operation war gut gelungen, und die Frau wurde wieder gesund. Schließlich mußte sie aber auch daran denken, ihre Kurkosten zu bezahlen, und machte sich schweren Herzens auf den Weg, um dem Chirurgen das Honorar zu bringen. Als sie ihm gegenüberstand, zog sie mit einem Seufzer ihr Geldbeutelchen aus der Tasche und schob dem Arzt einen Fünfmarkschein hin, dankte noch einmal für die Behandlung und entfernte sich. Als sie jedoch eben die Tür öffnen wollte, rief Volkmann ihr nach: „Halt, liebe Frau, wollen Sie denn nicht warten, bis ich Ihnen auf Ihren großen Geldschein herausgegeben habe?"

Erstaunt blickte sie sich um. Da trat Volkmann ihr entgegen, drückte ihr zwei Zwanzigmarkstücke in die Hand und geleitete sie, noch ehe sie vor freudigem Schreck danken konnte, sanft zur Tür hinaus.

Brot noch teurer?

Daß Bulgarien sich am Kriege beteiligt, hat für den amerikanischen Farmer viel zu bedeuten. Die Dardanellen werden dadurch noch fester verriegelt, es hieß sogar, daß die Alliierten den Plan fallen lassen wollten, durchzudringen. Dadurch wird Rußland's Ueberschuß an Weizen (rund 250,000,000 Buschels) vom Weltmarkt abgeschlossen, und die Alliierten müssen ihren Bedarf in Amerika kaufen. Es heißt, daß Rußland so gut wie kein Geld mehr hat, und dennoch gewaltige Mengen von Munition im Ausland (Japan) kaufen muß. Sollte der Krieg sich bis zum Frühjahr hinziehen, so dürfte der Weizen einen äußerst hohen Preis erlangen.

Prämienliste für Amerika.

Prämie No. 1 — für $1.00 bar, die Rundschau und Familienkalender.
Prämie No. 2 — für $1.25 bar, die Rundschau u. Christl. Jugendfreund.
Prämie No. 3 — für $1.30 bar, die Rundschau, den Jugendfreund und den Familienkalender.
Prämie No. 4 — für $2.00 bar, die Rundschau und das Evangelische Magazin.
Prämie No. 5 — für $2.25 bar, die Rundschau, das Evangelische Magazin und den Jugendfreund.
Prämie No. 6 — für $2.30 bar, die Rundschau, Ev. Mag., Jugendfreund und Familienkalender.

Wer nun, nachdem er eine der obigen Prämien gewählt hat, noch eine zweite wünscht, der wähle sich eine der untenstehenden fünf Nummern: No. 7, 8, 9, 10 und 11, gebe auf dem Bestellzettel die gewünschten Nummern an und füge dem Betrag für die erste Prämie noch den Betrag der zweiten hinzu.

Prämie No. 7 — **Bibelkalender.** Ein Wandkalender mit Bibelversen. Einzig in seiner Art. Ein schöner, farbiger Vordergrund mit Bibelversen auf jeden Tag des Jahres. Barpreis 25 Cents. Als Prämie mit der Rundschau $ .18

Prämie No. 8 — Eine schöne, sehr brauchbare, gelbledere Geldbörse mit einer Abteilung für Münzen und einer andern für Papiergeld. Barpreis 30 Cents; als Prämie mit der Rundschau .20

Prämie No. 9 — **Ein Globus. Briefbeschwerer.** 3 Zoll Durchmesser. Ganze Höhe 6 Zoll. Basis, wie die Abbildung zeigt, von Kupferoxid. Ein handlicher, nützlicher und eigenartiger Schmuck und Briefbeschwerer. Barpreis, 75 Cents; als Prämie mit der Menn. Rundschau .50

Prämie No. 10 — **Dr. Tafel, Deutsch-Englisches und Englisch-Deutsches Taschen-Wörterbuch.** Mit der Aussprache der deutschen und der englischen Wörter u. s. w. 876 Seiten. Format 4½×6¼ Leinwand gebunden. Barpreis, $1.00; als Prämie mit der Rundschau .85



Prämie No. 11 — **Hundert kleine Geschichten.** Ein Buch, das man lieb haben muß! Das Allerliebste für gute kleine Kinder von Amalie Schoppe, geb. Weise.

Wir wüßten kein besseres Büchlein für die Jugend von 6 bis 10 Jahren als Schoppes 100 Kindergeschichten. Die Erzählungen tragen einen poesievollen und gesund-religiösen Charakter; sie sind für die Vorstellungswelt der Kinder vortrefflich geeignet. Barpreis, 50 Cents; als Prämie mit der Rundschau .35

Man benutze den Bestellzettel und gebe die richtige Nummer der gewünschten Prämie an. Bitte, den Namen gerade so zu schreiben, als er auf der Rundschau steht. Und wenn Aenderungen gewünscht werden, dann gebe man jedesmal die alte Adresse auch an.

Bestellzettel.

Schicke hiermit $ . . . für Mennonitische Rundschau und Prämie No. . . .

(Sowie auf Rundschau.)

Name . . . .

Postamt . . . .

Route . . . . Staat . . . .

Erzählung.

Die unsterbliche Seele.

Von M. Inger.

Fortsetzung.

„Ja, ja, Gymnasial-Professor, hat nicht viel zu sagen," schob Möller ein, „etwas muß man uns ja als Ersatz geben für das späte Anstellen, das frühe Abgehen und die weißen Haare, die man dabei bekommt." Aber der Spanier schien nicht auf die Worte zu achten.

„Hab' leider noch nicht diesen Zivilisationslappen erworben," lächelte er, „da ich sozusagen direkt aus Afrika komme, ein halb wilder Mann. Mein Name ist Pedro Diaz, geborener Spanier, aber in Meriko erzogen."

„Und nun in Afrika gewesen?" fiel Möller ein, „da haben Sie schon ein gut Stück Erde kennen gelernt. Vielleicht Naturforscher?" Don Pedro schüttelte den Kopf.

„Ich war wohl eine Zeitlang mit solchen Herren zusammen, aber mein Hauptzweck war die Jagd."

„Ah, ein gefährlicher Broterwerb in jenen Himmelsstrichen."

„Es geschah nur zum Vergnügen," erwiderte der Spanier ruhig. „Früher war's wohl Erwerb. Mein Vater wanderte als armer Mann mit Frau und zwei Söhnen nach Meriko aus. Weiß nicht, welche Aussichten ihn dort hin lockten. Ich weiß nur, daß er schließlich in den Wäldern, Steppen und Wüsten der Jagd oblag und wir Knaben ihm tapfer halfen. Das stählt Mut und Kraft, können Sie glauben."

„Doch immerhin ein saures Brot," meinte der Gelehrte.

„Nun ja, aber wer Sinn hat für großartige Natur und Drang hat zu ungebundener Freiheit, gewinnt dies Leben doch lieb. Mein Vater entdeckte auf seinen Streifzügen ein Goldlager und ward dadurch zum steinreichen Mann. Trotzdem konnte er von seiner Lebensart nicht lassen und wollte auch nicht, daß wir uns verweichlichten. Leider ist er bei seinen Abenteuern verunglückt," fügte er leiser hinzu.

„Nun, und Sie setzen die Weise des Vaters noch immer fort?" fragte Möller.

„Nicht ganz. Ich fühlte auch Wissensdrang, darum trieb es mich, Menschen und Länder kennen zu lernen. Mein Bruder machte es anders, er kaufte sich an und nahm eine Frau. Für mich hat das keinen Reiz, wissen Sie. Mit gespannte Büchse auf einen Löwen oder Tiger lauern, das macht Spaß. Da fühlt man sich als Herr der Schöpfung. Strapazen durchmachen, von denen dem Städter die Gänsehaut überläuft, und dann sich sagen, du hast es nicht nötig, kannst zu jeder Zeit im Schloß wohnen, das macht Freude." Er legte Messer und Gabel nieder und ließ die Muskeln seines Armes spielen. „Sehen Sie, wenn man auch wieder sich sagen kann: du brauchst den Reichtum nicht, kannst dich mit eigener Kraft durchschlagen, das ist eine Lust."

„Ja, der Gefahr zu verweichlichen, sind Sie glücklich entronnen, aber eine andere ist Ihnen desto näher, nämlich die, Fleisch für Ihren Arm zu halten." Don Pedro sah den alten Herrn einen Augenblick prüfend an.

„Ich verstehe," sagte er dann kurz und aß ruhig weiter.

Elly hatte am Gespräch nicht teilgenommen, aber es mit Interesse verfolgt und sah bewundernd auf den Mann, der mit Löwen und Tigern gekämpft hatte, ohne etwas Besonderes darin zu sehen.

Der Nachtisch wurde herum gereicht und ein Kellner machte die Runde, um die Gelder für das Mahl einzusammeln. Don Pedro legte einen Geldschein hin, doch der blonde Jüngling gab verkehrt heraus.

„Was, können Sie nicht bis zwanzig zählen, Sie! fuhr der Spanier ihn an. Jener fühlte die Beleidigung u. heiße Röte bedeckte seine Stirn, während er stumm die Sache besserte. Pedro warf ihm darauf ein großartiges Trinkgeld hin." Zufällig blickte er auf und sah gerade in Ellys Augen, die ihren Ausdruck gewechselt hatten und im Zorn blitzten. Bis dahin hatte er das junge Mädchen kaum beachtet, diese Wahrnehmung schien ihn zu belustigen.

„Sie finden wohl, daß ich nicht höflich genug mit diesem jungen Herrn verfahren bin?" fragte er lächelnd. „Warum wehrt er sich nicht? Diese rückgratlosen Wesen, die durch den Saal schlängeln, kann ich nicht leiden."

„Ich finde es aber wenig edel, Menschen zu beleidigen, die sich weder verteidigen dürfen noch können," stieß Elly aus.

„Dürfen noch können?"

„Ja doch, ihre Seele hat nicht die Kraft dazu, und ihr Verhältnis erlaubt es nicht. Das Publikum trägt aber großenteils die Schuld."

Möller hatte von dem Zwischenfall nichts bemerkt, da er seine Ausgaben sorgfältig notiert hatte. Jetzt klappte er sein Notizbuch zu und forderte Elly zum Aufbruch auf.

„Trinken Sie keinen Kaffee?" fragte Pedro.

„Ob und wie! Aber man dankt ja Gott, wenn man aus diesem Strudel heraus ist. Wir haben ein feines Winkelchen an der Düne, wo ich nun schon in dreizehn Jahren meinen Saisonkaffee getrunken habe. Wenn Sie wollen, können Sie es mit uns teilen."

„Sie haben recht, es ist besser, einen andern Platz aufzusuchen. Ich folge Ihnen."

Elly hätte lieber das Väterchen allein gehabt. Der Held von den afrikanischen Steppen kam ihr gar nicht mehr so heldenhaft vor, doch wie ein unerbittliches Schicksal schritt er hinterher.

Fortsetzung folgt.

Fortsetzung von Seite 2.

Die Thräne quillt — die Erde hat mich wieder!"

Frommel hielt einen Augenblick inne und sah auf den Kranken. Aus seinen geschlossenen Augen rannen Thränen herab. Da fuhr er mit seiner klangvollen, weichen Stimme fort zu lesen:

„Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden,
Brüderlich Speisenden,
Predigend Reisenden,
Wonne Verheißenden,
Euch ist der Meister nah',
Euch ist er da!"

Frommel konnte nicht ahnen, was in der Seele des Todtkranken kämpfte; aber er hatte das Gefühl, daß der Meister auch dieser armen Seele nahe sei, und daß sie von ferne Osterglocken läuten höre. Nach kurzem Segenspruch ging er schweigend weg. Am übernächsten Tage ließ der Kranke ihn dringend zu si chbitten. Er drückte Frommel warm und innig die Hand und sagte mit matter Stimme: „Das war ein Tag gestern! Der war eine Ewigkeit. Ich war bald im Himmel, bald in der Hölle. Ich weiß, ich werde nicht viel Zeit mehr haben; darum lassen Sie mich Ihnen erzählen. Lassen wir den Faust beiseite; ich will Ihnen noch Wahreres von mir sagen, als wie hier im „Faust" steht, mit dessen Namen ich mich decken wollte."

Und nun erzählte er die ergreifende Ge-

schichte seines Lebens, die im tiefsten Grunde nur Flucht vor sich selbst und vor Gott war. Er schloß diese zusammenhängende Beichte seines Herzens damit, daß er von einem Brette über seinem Haupt ein Fläschchen herabholte.

„Das war mein letzter Trost und das Nöthige, was ich einst nannte, um dem Tod entgegenzugehen," flüsterte der Totkranke und gab Frommel das Giftfläschchen in die Hand. „Mich hat" — fuhr er nach einer Pause fort — „in diesen Tagen Tod und Leben zugleich angehaucht und hin- und hergerissen; über mir war's, als ob eine Hand mich ergriffe, die mich aus der Tiefe emporzog."

Frommel ging nun jeden Tag, bis zu seinem Ende zu ihm. Kaum je in seinem Leben hatte er einen lern- und heilsbegierigeren Schüler gehabt, als diesen. „Wenn ein Gletscher," — schließt Frommel die ergreifende Schilderung dieses Erlebnisses, — „wenn ein Gletscher, der Jahrhunderte lang sich vorgeschoben, zurücktritt, so sproßt sofort auf der vom Eis befreiten Stelle eine üppige Alpenflora und die herrlichsten Krystalle leuchten dem Finder entgegen. So war's bei ihm."

Macht Geld glücklich?

In einer Stadt in Südrußland starb vor einigen Jahren eine sehr reiche Frau, die durch ein großes photographisches Geschäft viele Güter erworben hatte. Sie hatte noch sterbend in ihren beiden Händen eine Mappe mit Banknoten und Geld darin. Sie wollte nicht sterben, sie klammerte sich an ihr Geld, hielt es krampfhaft umfaßt und hatte Angst, man würde es ihr wegnehmen. Aber der Tod zieht vor dem Gelde nicht den Hut ab. Er kam auch zu der reichen Frau, und sie starb. Nachher mußte man ihr die erstarrten Finger aufbrechen, um das Geld und die Papiere herauszunehmen.

„Nehmt doch die Zweitalerstücke fort!" rief einer, der, von des Todes kalter Hand berührt, im Sterben lag. Er hatte nämlich sein Leben über Zweitalerstücke gesammelt, und nun legten sich diese ihm so schwer aufs Herz, daß sie ihm das Herz abdrücken wollten.

„Mein Geld," so sagte Millionär Astor, der so viele Schätze besaß wie kaum ein anderer Mensch auf Erden, kurz vor seinem Tode, „hat mich nicht glücklich gemacht. Ich habe nicht mehr davon als andere Leute. Die Grenzen des menschlichen Genusses sind beschränkt. Meine Seele ist durch mein Geld nicht befriedigt worden."

„Sie sind doch glücklich," sagte einmal jemand zu dem alten Baron Rothschild, dem Geldkönig von Europa. „Ich glücklich?" antwortete dieser. „Nennen Sie das glücklich, wenn Sie mit geladenen Revolvern unter ihrem Kopfkissen schlafen und immer denken müssen, daß Ihr Reichtum über Nacht in nichts zusammenbrechen kann?"

Der steirische Dichter Rosegger sagt: „An das Geld glauben viele Leute, aber das Geld tröstet nicht im Unglück. Es macht nur noch verzagter, weil es sich so ohnmächtig, so falsch erweist."

Das wahre Glück hängt nicht von Geld und Gut, Glanz und Pracht ab, sondern von dem Frieden des Herzens mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Der allein macht glücklich.

Geben ist seliger, denn Nehmen.

„Ich habe es euch alles gezeigt, daß man also arbeiten müsse und die Schwachen aufnehmen und gedenken an das Wort des Herrn, das er gesagt: „Geben ist seliger, denn nehmen." So faßt der Apostel Paulus alle seine Ermahnungen zusammen, die er bei dem rührenden Abschied in Milet den Aeltesten von Ephesus ans Herz legte. Ja, der Apostel hatte drei Jahre lang nicht abgelassen, Tag und Nacht einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen. So hatte er sich „gegeben," sich selbst hingegeben und konnte darum aus Erfahrung es bezeugen, daß „Geben seliger ist, als Nehmen."

O, daß noch viele Christen das wollten erfahren, daß „Geben seliger ist, als nehmen." Wie viele glauben das noch nicht. Sie wollen immer nur „Nehmen," nehmen, was die Welt bietet, was die Gesellschaft bietet, was die Familie bietet, auch etwas, was die Kirche bietet und was christliche Gemeinschaft bietet — aber „Geben," Hergeben, davon wollen sie wenig wissen.

Unser Herr Jesus selber hat das ja bezeugt, daß Geben seliger ist, als Nehmen. Zwar finden wir dies Wort in keinem der Evangelien, aber der Apostel Paulus kannte noch viele, die den Herrn Jesum selbst gesehen und gehört hatten. Und so hörte er auch dies Wort von Ohrenzeugen, und es wurde ihm zum Leitstern in seinem herrlichen Zeugenamt. Es ist dasselbe Wort, das er im Phillipperbrief braucht: „Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn." Diese Wahrheit haben viele, die sich dem Herrn hingegeben haben, in seinem Weinberge reichlich erfahren dürfen. Möchten noch viele kommen und sehen, wie wahr es ist, daß es seliger ist Geben als Nehmen, daß, wer sein Leben verliert um Jesu willen sein eitles, unbefriedigtes Leben, der findet es, das neue selige Leben, der bekommt die göttliche Natur.